

fluter.

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

A small dog with long, multi-colored hair in shades of blue, yellow, pink, and purple. The dog is sitting on a light blue, conical pedestal. The background is a white, vertically-pleated curtain. The floor is covered with a patterned fabric featuring colorful fish and butterfly motifs.

Schön- heit

WIR
SEHEN
UNNS
AUF
DEINER
FYYP

Den fluter gibt's jetzt auch auf
TikTok: *@flutermagazin*

fluter.

Na, wie schaut's aus?
Unsere Attraktivität
schätzen wir oft
höher ein als andere.
Das zeigen Studien.
Vielleicht ein kluger
Kniff des Hirns, um
Selbstvertrauen und
Widerstandsfähigkeit
zu stärken



Jeden Morgen vor dem Spiegel dieselbe Frage: Geht das klar so? Wir alle haben ein Bild davon, was schön ist. Aber woher kommt das eigentlich? Aus dem Kopf? Von TikTok? Von Oma? Aus den Modekampagnen, die die immer gleichen Gesichter und Posen zeigen? Und warum kümmert uns das überhaupt so sehr?

Schönheit ist nicht privat. Sie macht Eindruck, öffnet Türen, sorgt für Likes. Gleichzeitig kann sie Stress auslösen. Der Druck, eine bestimmte Marke tragen zu müssen, um cool auszusehen. Soziale Medien, die behaupten, wer begehrenswert ist, hätte eine Stupsnase, massive Muskeln oder lange Beine. Wir kommunizieren andauernd über unser Äußeres. Wir wollen anderen ein Bild von uns vermitteln und passen uns dabei gnadenlos an, um sie zu überzeugen, dass wir dazugehören. Andere hingegen brechen bewusst mit Normen und experimentieren mit der Hässlichkeit.

Was gerade als schön angesehen wird, hat immer auch mit Macht zu tun. Schön kann scheinbar nur werden, wer investiert: Geld für ein Hollywoodlächeln und Anti-Aging, Zeit für die richtige Sommerbräune und Fitnessstudiobesuche. Allein im Bereich Beauty und Personal Care werden dieses Jahr vermutlich mehr als 600 Milliarden Euro Umsatz ge-

macht. Eine Summe so groß, dass man davon jedem Menschen in der EU 1.300 Euro zahlen könnte. Damit weiter verkauft werden kann, muss Schönheit unerreichbar bleiben. Ein Ideal, dem wir hinterherlaufen.

Trotzdem gilt nie allen dasselbe als „schön“: Die Ideale ändern sich mit Zeit, Ort, Geschmack und Milieu. Schönheit ist eine Idee, keine Wahrheit. Und wir begreifen sie nicht nur mit den Augen. Wir können Schönheit riechen, hören oder spüren, manchmal auch denken, es geht um weit mehr als nur den Körper.

Schönheit tut dann gut, wenn sie eine Ressource fürs Selbstbewusstsein ist. In der Auseinandersetzung mit dem eigenen Äußeren und Inneren erkunden wir unsere Identität. Wir entdecken den Unterschied zwischen denen, die wir sind, und denen, die wir nach außen sein wollen. Wir probieren aus, wofür und für wen wir uns schön machen. Wir spielen mit Varianten von uns selbst und verwerfen sie wieder. Befreit von Zwängen und Druck kann Schönheit Spaß machen.

*Katharina Wellems
und Sabrina Gaisbauer*

Inhalt

05 Nichts wie rein

Fotos vom Glück, ein Fan von vielen zu sein

08 „Manche wollen Astronaut werden, ich wollte eine Gucci-Cap“

Schön kann vieles sein: Labubus, ein frischer Haarschnitt, Ausschlafen. Kalorienchallenges eher nicht so. Wir reden darüber

12 Was heißt hier schön?

Wer bestimmt, was als attraktiv gilt und wo echte Schönheit anfängt

15 Alles Aura

Fabiana erlebt Schönheit mit allen Sinnen. Nur das Sehen ist dabei ziemlich egal

16 Wie toxisch ist Schönheit?

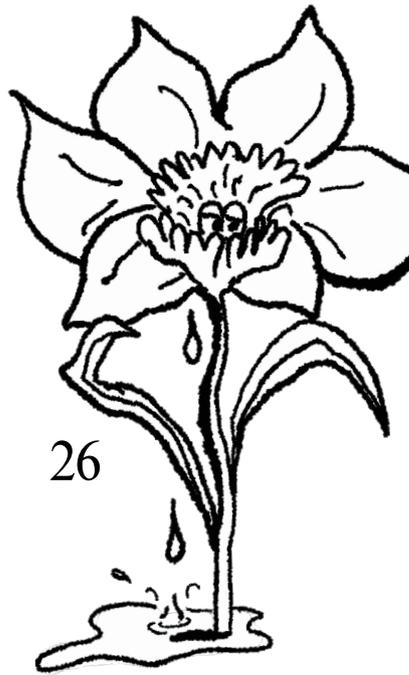
Diese Psychotherapeutin weiß, wie soziale Medien unser Körperbild verschieben

18 Eigentlich ganz schön hier

Kann Schönheit das Klima schützen? Und ob!

21 Dickes Geschäft

Wegen zwei Spritzen explodieren in einer dänischen Kleinstadt die Mieten



22 Hell yeah

In Jamaika schwanken die Schönheitsideale zwischen kolonialem und afrikanischem Erbe

25 Wie wichtig ist Schönheit?

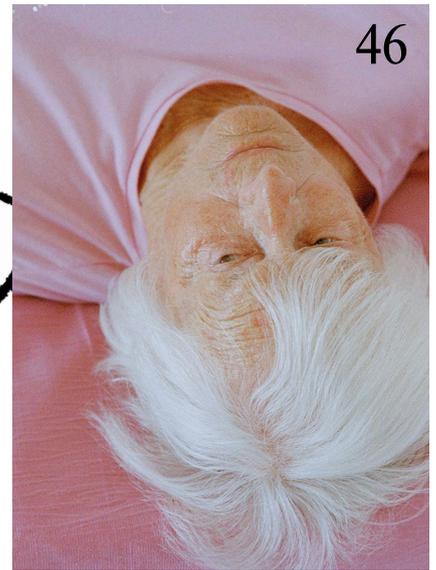
Gamerin Gnu hat etliche Schönheits-OPs machen lassen. Heute bereut sie alle

26 Spieglein, Spieglein

Eine kleine Geschichte des Spiegels

28 Diese entsetzliche Lücke

Ezequiel findet sich zu klein. Also lässt er sich in Istanbul die Beine brechen



Auch schön:
Den fluter gibt's
viermal im Jahr
für lau nach Hause:
fluter.de/hefte

32 Boss Witch

Diese Aktivistinnen würden das Patriarchat am liebsten weghexen

34 Brutal schön

Für eine schöne Zukunft hat Jugoslawien hässliche Häuser gebaut

38 Operation Seele

Wie ein Arzt aus Berlin die moderne Schönheitschirurgie erfand

40 Fantastic Men

In Barbershops geht es um mehr als Fade und Çay

43 Wie menschlich ist Schönheit?

Er könnte es wissen: Michael Musandu verkauft KI-Models

44 Ich möchte ein Eisbär sein

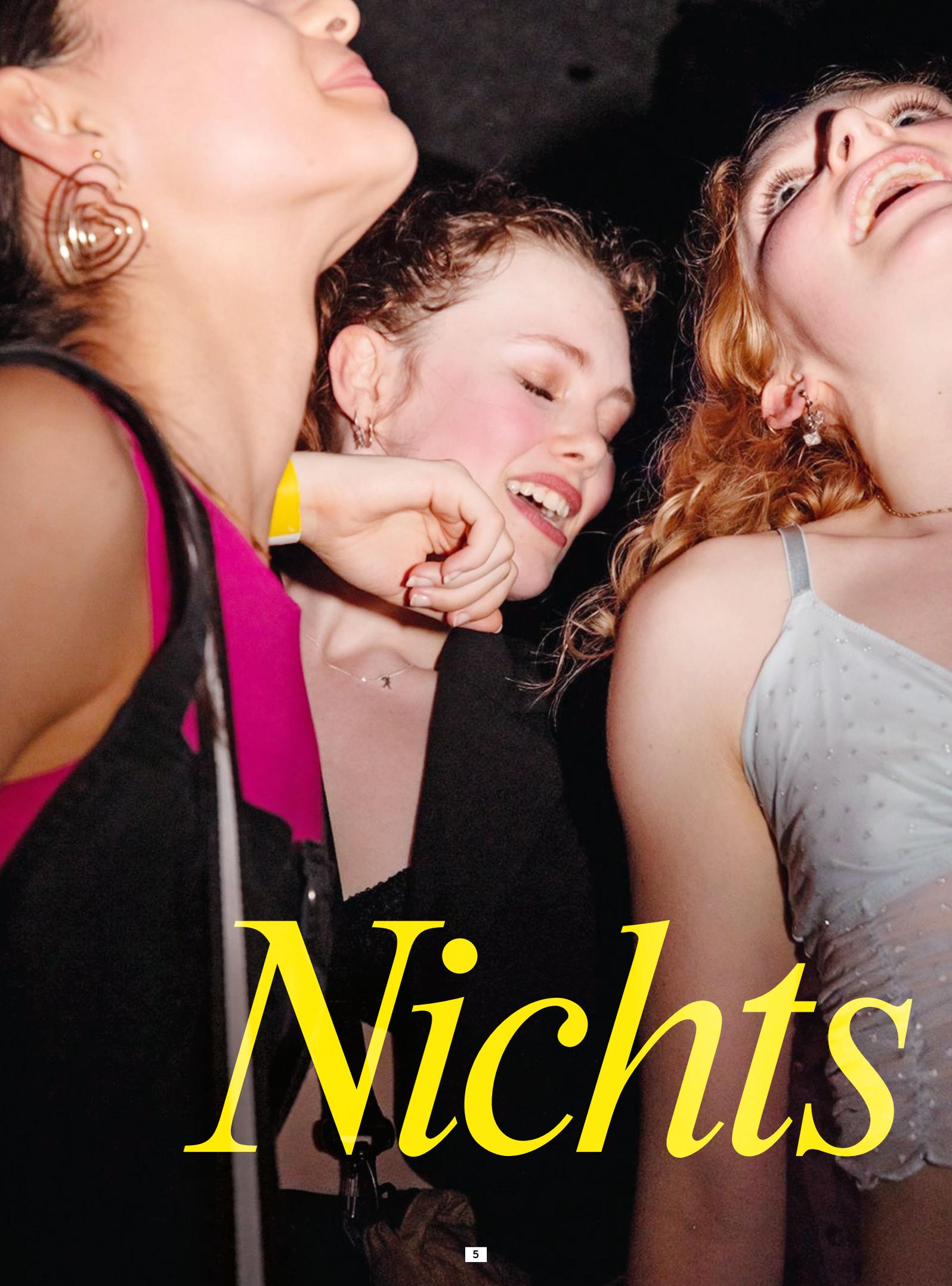
Wer Artenschutz will, muss flauschig sein

46 Keeping Up with the Schönes

Tochter, Mama und Oma über die Schönheit mit den Jahren

50 Vorschau & Impressum





Nights

Wir wollen ja immer so gern glauben, wir seien unabhängig und individuell. Dann geht das Licht aus. Jemand schreit etwas Unverständliches, vermutlich eine Liebeserklärung an die Bassistin. Die Musik hebt an, und aus vielen Einzelnen wird ein Publikum, das synchron atmet, wiegt, hüpf, zuhört, singt. Konzerte sind der Beweis, dass wir uns mögen können. Wenn sich raue Kerle im Moshpit auf die Beine helfen oder Zehntausende bei Bad Bunny plötzlich Spanisch sprechen, sollte es möglich sein, dass wir uns im Supermarkt nicht mit dem Einkaufswagen in die Hacken fahren. Manchmal können Fotos diese kollektiven Gefühle festhalten. Schön, oder?



wie

rein

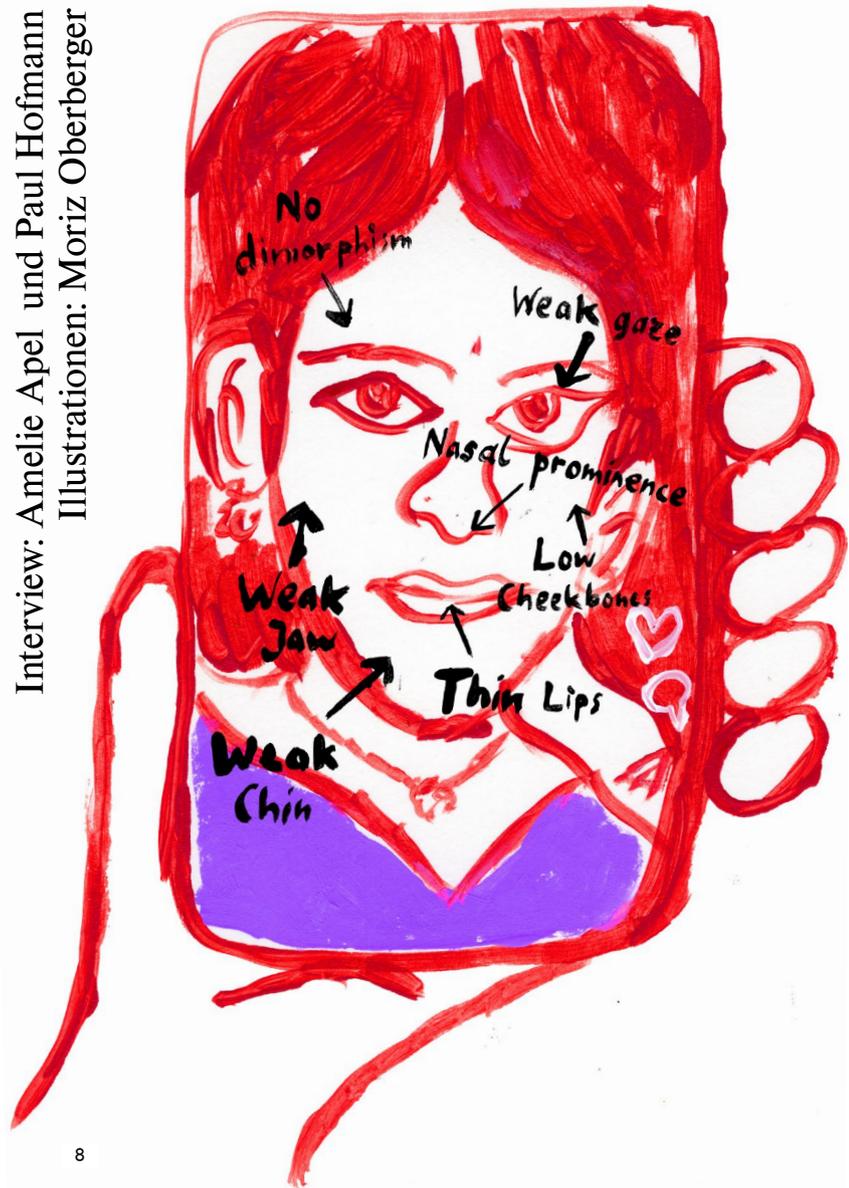




„Manche
wollen
Astronaut
werden,

ich
wollte
eine
Gucci-
Cap“

Interview: Amelie Apel und Paul Hofmann
Illustrationen: Moriz Oberberger



Geh ins Gymmie, werde skinny: Fünf Jugendliche über Beautytrends auf Social Media und ob ihnen Schönheit zu wichtig ist

Habt ihr euch heute schön gemacht?

Fadi: Ich trage Gucci-Käppi und Nike-Trainingsanzug. Das hat nichts mit Trends zu tun. Das ist unser Style hier.

Yusuf: Seit wir Kinder sind, ist das der Traum, so auszusehen.

Fadi: Ich habe neun Gucci-Caps. Sind aber nicht alle echt.

Yusuf: Manche wollen Astronaut werden, ich wollte eine Gucci-Cap. Mittlerweile ist mein inneres Kind aber glücklich, ich habe die Kurve gekriegt und ziehe mich öfter elegant an.

Was trägst du dann?

Yusuf: Die Marke ist egal. Hauptsache, ein Look, den alle tragen, damit ich nicht in die Neukölln-Schublade gesteckt werde. Ich will als Yusuf gesehen werden, nicht als jemand im Nike-Trainingsanzug.

Lena und Marlene, habt ihr auch einen eigenen Style?

Lena: Mein Pulli ist von einer Rap-Crew, den habe ich einem Kumpel geklaut. Auf meinem Top steht „smash fascism“, das habe ich selber gemacht.

Marlene: Ich gucke bei TikTok nach Inspiration und kaufe die Sachen gebraucht online oder auf Flohmärkten nach. Langsam bekomme ich ein Gespür, worin ich mich wirklich wohlfühle.

Lena: Wir sagen immer: Die besten Klamotten kommen zu dir. In Zuverschenken-Kisten zum Beispiel oder auf dem Flohmarkt.

Gibt es gerade TikTok-Trends, die euch richtig nerven?

Lena: OMG, diese Kuschartiere. Ich habe nicht mal TikTok. Die Labubus haben es trotzdem bis zu mir geschafft.

Yusuf: Mein Bruder ist zehn, der macht alle Trends mit. Gerade sehe ich viele kleine Kinder, die übermäßig breite Hosen tragen und ganz kurze T-Shirts, die eng angelegt sind, mit einem auffälligen Gürtel. Die werden zu früh erwachsen.

Fadi: Mein Cousin ist acht und weigert sich, auf den Spielplatz zu gehen, weil er bei TikTok gesehen hat, dass das für kleine Kinder ist.

In Australien wird Jugendlichen unter 16 der Zugang zu Social Media demnächst verboten. Richtig so?

(Alle nicken.)

Lena: Es ist ja für uns schon schwer. Weil alles so kurz ist, merkst du gar nicht, wie dich die Plattformen reinziehen, wie viel Zeit du da verschwendest.

Yusuf: Ich kriege immer öfter das Gefühl, wir sind die letzte Generation mit einer guten Kindheit.

Eda, welche Trends nimmst du wahr?

Eda: What I eat in a day. Da zeigen Leute, was sie am Tag essen. Oder zumindest das, was sie vorgeben zu essen. Zum Frühstück Gurke mit Salz, mittags einen Bananenshake, zum Abendbrot Reiswaffeln. Halten viele für normal.

Marlene: Die Körper da sind völlig unrealistisch. Weiß man auch. Aber

viele meiner Freunde haben trotzdem Issues mit ihrem Gewicht und ihrem Essverhalten.

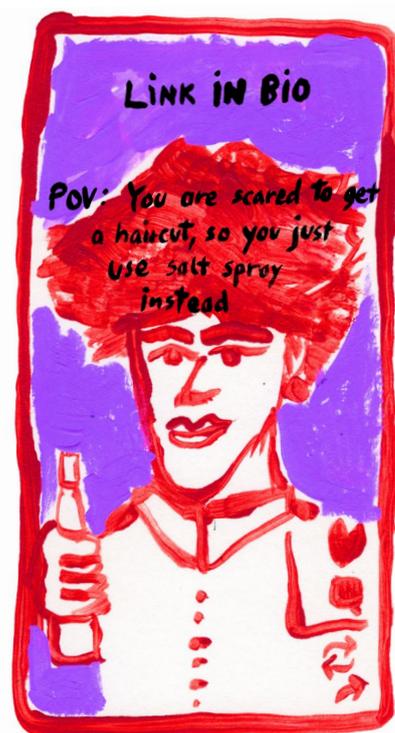
Lena: Ich bin viel im Gym und mache Kampfsport, MMA. Sieht Instagram natürlich: Ich kriege viele Work-outs und Rezepte angezeigt. Aus der gesunden Sportecke rutschst du aber superschnell raus. Auf einmal werden dir deine Spaghetti Carbonara nicht mehr als Rezept, sondern als 500 Kalorien angezeigt. Hast du dir das einmal angeschaut, ist dein Feed kaputt. Deshalb habe ich einen zweiten Account, in dem der Algorithmus auf lustige Memes trainiert ist.

Gleichzeitig ist das Pumpen zurück. Jugendliche schaufeln sich morgens sechs Eier rein, fachsimpeln über Proteinshakes, gehen jeden Tag ins Gym. Findet ihr das schön?

Yusuf: Kann schon gut aussehen.

Fadi: Viele Freunde und meine Cousins trainieren. Die nehmen das todernst, wenn ein Kampfsportler bei TikTok eine Übung oder ein Nahrungsergänzungsmittel promotet. Cool, dass es da Leute gibt, die dich motivieren, was für deinen Körper zu tun, dein Bestes zu geben. Aber dieses „Iss das, trink das, nimm dies“? Das geht mir zu weit.

Yusuf: Ich brauche auch kein Training, um mich gut zu fühlen. Ich habe aber





Freunde, die sind eher unsicher oder introvertiert, für die ist das Gym ein wichtiger Ort. Da können sie allein ihr Training durchziehen.

Marlene: Ich find's gruselig. Die Jungs wollen Sixpacks, die Mädchen lange Haare und dicke Lippen. Irgendwann sehen alle gleich aus. Und dann?

Könnt ihr genauer beschreiben, wie die Schönheitsideale in eurer Generation aussehen?

Yusuf: Bei Jungs ist die Jawline wichtig, ein ausgeprägter Kiefer, und die Hairline muss gerade sitzen. Das Gesicht soll eckig sein, markant, auf keinen Fall rund.

Fadi: Die wollen mit acht, neun Jahren einen Bart. Die kaufen dafür richtig ein. Wie heißt diese Creme noch?

Yusuf: Regaine.

Fadi: Regaine! Die ist eigentlich gegen Haarausfall, aber die schmieren sich das ins Gesicht, benutzen Bartroller und Rosmarinöl. Wo ich denk: Ey, das ist schädlich für die Haut. Warte doch, dein Bart kommt von allein.

Lena: Eine Freundin will unbedingt Brüste. Sie ist elf. In dem Alter haben wir Mamas Schminke geklaut und uns zum Clown gemacht. Heute gehen sie nach der Schule zu Sephora. Die machen richtig Marketing für Kinder, das ist wie Spielzeug. Mit elf brauchst du aber keine Skincare-Routinen mit irgendwelchen Säuren und Seren. Deine Haut

ist am Chillen, du musst da gar nichts drauf tun außer einmal die Woche ein bisschen Creme.

Ist denn Skincare jetzt der Trend? Früher wurde viel über Make-up gepostet, heute ist alles voller Pflegeprodukte.

Eda: Ich glaube, der Skincare-Kram ist mit TikTok gewachsen.

Lena: Ein Riesengeschäft. Die Drogerien bringen Dupes ohne Ende, damit sie Produkte, die viral gehen, billiger im Sortiment haben. Dabei ist das oft einfach ein neues Wort für dieselbe Creme.

Eda: In der Pandemie hat bei TikTok K-Beauty angefangen, so teure Kosmetik aus Südkorea. Ich hatte damals Struggles mit meiner Haut und dachte, mit den Produkten wird die so rein wie in den Videos. Aber da wird halt extrem mit Filtern gearbeitet.

Benutzt ihr Filter?

Eda: Nur lustige. Oder Farbfiler. Zum Beispiel 2017-Throwback ...

Lena: ... Rio de Janeiro!

Eda: Den auch. Die verändern aber nicht dein Aussehen, sondern den Look des Fotos.

Sollten Fotos, die mit Filtern bearbeitet wurden, gekennzeichnet werden?

Marlene: Fänd ich wichtig. Gerade Jüngere raffen sonst zu spät, wie viel da Fake ist.

Lena: Filter wirken wie ein Spaß. Aber in meiner Hochphase auf Snapchat habe ich mich ohne gar nicht mehr wohlgeföhlt. Wenn ich mich auschecken wollte, hab ich im Selfiemodus geschaut, weil im Spiegel der Filter fehlte.

Gibt es etwas, das ihr gern an euch verändern würdet?

Yusuf: Nein. Man soll dazu stehen, wer man ist. Wenn ich eine schiefe Nase habe, finde ich die toll, auch wenn sie nicht dem Ideal entspricht. Aber zum Glück ist meine Nase nicht schief.

Hyaluron- und Botoxbehandlungen sind beliebt wie nie, auch bei sehr jungen Menschen. Sogenannte Facedesigner empfehlen in den USA,

schon zwischen 20 und 30 mit „präventivem“ Botox anzufangen.

Lena: Präventiv?

Yusuf: Sorry, aber das ist verrückt.

Fadi: Ich kenne zwei Mädchen, die mit 16 ihre Lippen haben machen lassen. Ich hab die anfangs gar nicht wiedererkannt.

Marlene: In meinem Umfeld hat noch niemand überlegt. Glaube ich.

Eda: Als damals der Pointy-Nose-Trend rumging, hat mich das richtig gehittet. Ich habe auch angefangen, mir einen dunklen Strich vor die Nasenspitze zu schminken, damit es so aussieht, als würde sie leicht nach oben zeigen und einen Schatten werfen. Wie eine richtige Stupsnase halt. Bis ich irgendwann realisiert habe: Okay, ich habe keine Pointy Nose, aber die würde auch gar nicht zu meiner Gesichtsform passen.

Ihr scheint ziemlich reflektiert, was euren Social-Media-Konsum angeht. War das immer so?

Lena: Niemand kann das hundertprozentig von sich fernhalten. Die Accounts können noch so random sein, irgendwie kriegen die dich. Bei Social Media wird so viel von Selbstermächtigung geredet. Aber es ist schwer zu trennen, wann ich mich schön machen will und wo das zu einer Art Zwang wird. Das sieht man doch schon an diesen Clean Girl Aesthetics. Soll aussehen, als ob du ungeschminkt bist. Aber du schminkst dich.

Fadi (18) ist auf TikTok, Bildschirmzeit: rund 6 Stunden täglich

Yusuf (18) mag Reddit, weil es sachlicher zugehe als auf TikTok

Lena (17) nutzt Insta, aber auf dem Tablet, damit die App weniger Spaß macht

Marlene (16) hat sich für Insta und TikTok Zeitlimits eingestellt - die sie meist ignoriert

Eda (16) holt sich TikTok nur an freien Nachmittagen aufs Handy

Alle gehen aufs Albrecht-Dürer-Gymnasium in Berlin-Neukölln.

Eda: 2022 habe ich mich bei TikTok angemeldet. Und kam gar nicht mehr runter. Ich kam zu spät zur Schule, bin zu spät schlafen gegangen, habe vergessen zu essen. Da habe ich mich selber gelimitet und die App nur an Nachmittagen runtergeladen, an denen ich nichts zu tun hatte. Da bin ich stolz drauf.

Marlene: Wenn es dir nicht gut geht, ist es noch wichtiger, wie du aussiehst. Ich habe das Gefühl, der ganze Körperstress kommt weniger an mich ran, seit ich ein sicheres Umfeld habe und gute Freunde.

Lena: Ja, dass Social Media nicht die Realität zeigt, merkt man vor allem in der Schule, wo wir uns jeden Tag sehen.

Würdet ihr Fotos von euch hochladen, auf denen ihr nicht geschminkt seid?

Lena: Macht mir nichts aus.

Marlene: Mir auch nicht. Man kennt mich ja auch in Real Life so. Gerade trage ich nur Mascara. Ich bin einfach zu faul, mich da morgens hinzustellen.

Kriegt man Kommentare, wenn man ungeschminkt zur Schule geht?

Eda: Häufig. Vor allem von Jungs. „Boah, siehst du müde aus.“

Lena: „Wirst du krank?“

Marlene: Die checken nicht, dass ungeschminkt der Normalzustand ist.



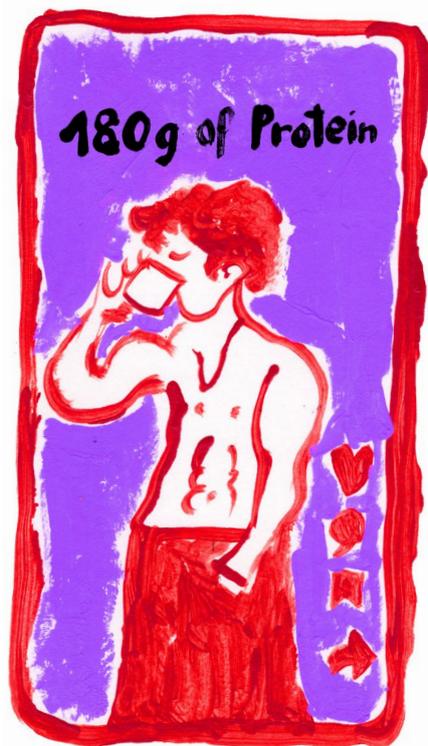
Wann fühlt ihr euch schön?

Lena: Das hängt davon ab, wie gut ich geschlafen habe.

Yusuf: Wenn ich meinen pinken Trainingsanzug trage. Da kriege ich Blicke, und das gefällt mir.

Marlene: Wenn wir am Wochenende was machen, schminke ich mich gern. Das ist wie eine mentale Vorbereitung. Und macht dann auch Spaß: Du kannst dir überlegen, wer du an dem Tag sein willst.

Eda: Bei mir hängt das leider krass von der Tagesform ab. Manchmal denke ich morgens: Was passiert hier? Und am nächsten Tag: Wow, so clean, ohne Make-up, so gehe ich in die Schule.



Lena: Vermutlich siehst du an beiden Tagen gleich aus.

Eda: Haare sind auch ein Faktor. Meine machen, was sie wollen. Wenn die krass aussehen, gehe ich mit einem anderen Vibe zur Schule.

Fadi: Bei mir auch so. Ich fühle mich nach dem Friseur am schönsten.

Wie oft gehst du?

Fadi: Alle zehn bis vierzehn Tage.

Yusuf: Ich jeden Samstag. Und danach ins Soli.

Lena: Ehrlich, du gehst ins Solarium?

Yusuf: Ja klar. Tut gut. Sieht gesund aus. Meine Cousinen reagieren auch immer so. Was, Yusuf, warum gehst du jetzt schon wieder ins Soli? Und dann sage ich: Hey, kommt, Schminken ist eure Sache, Frisur und Soli ist meine. Samstag ist Care-Day, mein Wellness, mein Spa.

Probiert ihr mit neuen Frisuren rum?

Fadi: Nein. Immer dieselbe. Ich komme, setze mich, mein Friseur legt los.

Yusuf: Schon. Ich sehe mich ja jeden Tag, da brauche ich manchmal Abwechslung. Samstag geht's wieder los.

Lena: Was willst du machen?

Yusuf: Ich hab die Seiten wachsen lassen. Die sollen runter. Das sieht fresh aus und ist bequemer im Sommer.

Hast du das Gefühl, dass dich TikTok beeinflusst, was Frisuren angeht?

Yusuf: Inspiration hole ich mir da definitiv. Viele schneiden sich die Haare selber und machen Anleitungen dafür. Nichts für mich, ich hatte echt viele Cuts im Gesicht. In der Hinsicht finde ich TikTok schon eine gute Sache. Wenn man sich nicht mitreißen lässt. So was wie den Edgar Cut mache ich nicht. Da hätte ich von meinem Vater auch einen Latschen bekommen.

Was ist das eigentlich, Schönheit? Wann fühlt ihr euch zu anderen hingezogen?

Lena: Krasse Frage.

Yusuf: Ich gucke nicht nach Körpergröße oder so. Frauen, die ich gut finde, kennen ihren Wert, sind nicht auf die Aufmerksamkeit von anderen angewiesen.

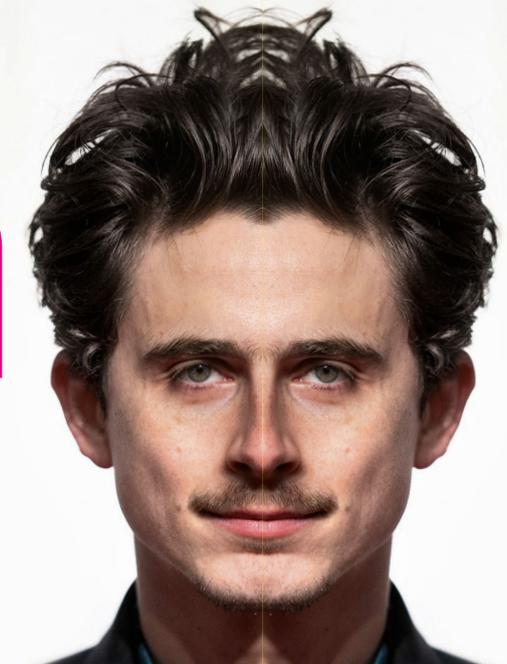
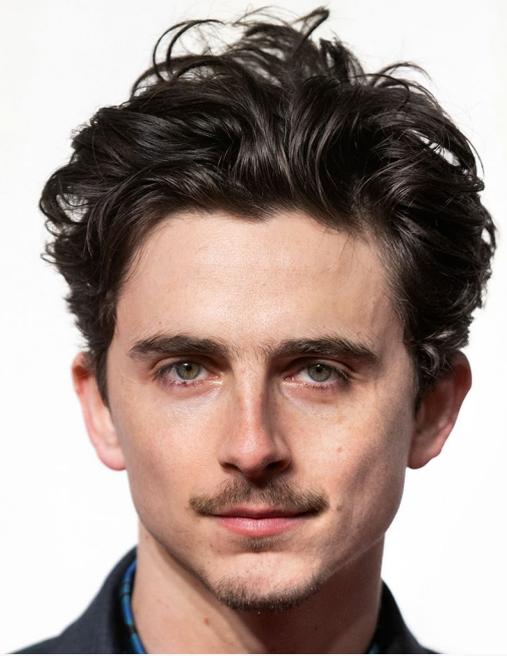
Eda: Wenn ich von jemandem einen unsympathischen Vibe kriege, finde ich die Person automatisch unattraktiver. Eigentlich voll die gute Abwehr, die sich da im Gehirn abspielt.

Fadi: Aussehen zieht an, Charakter hält fest. Sagt man so. Stimmt auch.

Lena: Eigentlich merkt man Schönheit mehr, als man sie sieht. Wenn sich jemand wohlfühlt, selbstbewusst ist. Das gilt für Typen wie für Mädchen. Ich finde, Schönheit ist das Individuellste, was es so gibt.

Marlene: Das habt ihr schön gesagt. ➡

Was heißt hier



Einer schöner als der andere: Auf dem zweiten und dritten Foto haben wir je eine Gesichtshälfte von Timothée Chalamet und Storm Reid gespiegelt. Gar nicht mal so perfekt, oder?

schön? ?

Von Nofretete bis zu den Kardashians – wer bestimmt, wen wir für attraktiv halten, und was Attraktivitätsstudien nicht messen können

Essay: Rabea Weihser

Für die Kinnlinie von Timothée Chalamet oder Jacob Elordi nehmen junge Männer einiges auf sich. Auf TikTok verbreiten sich unter dem Hashtag #Looksmaxing fragwürdige und sogar gefährliche Methoden. Kieferorthopädische Zungengymnastik, das Rumbeißen auf Silikonknödeln oder mit einem Hämmerchen zugefügte Mikrobrüche sollen dem natürlichen Knochenwachstum nachhelfen. Breit, stark und dominant sollen die Kiefer danach aussehen.

Was in hypermaskulinen Incel-Foren begann, hat es in den Medienmainstream geschafft: Ein attraktiver männlicher Körper ist ein Alphakörper. Ein Körper, dem Testosteron aus jeder Pore quillt. Dann klappt's auch mit den Girls. Und die? Sollen aussehen, als stünden sie unter besonders starkem Östrogeneinfluss: volle Lippen, kleine Nasen, große Augen, glänzendes Haar. Barbie und Jane. Ken und Tarzan.

Während Geschlechterrollen aufweichen und binäre Gewissheiten zerbröseln, klammern sich manche umso beharrlicher an männliche und weibliche Klischees. Die Kulturkämpfe, die viele westliche Länder erleben, finden auch auf dem Feld der Körper statt. Besonders gut lassen sie sich an den Gesichtern unserer Zeit erkennen. Durch die Frontkameras unserer Smartphones landen täglich Terabytes an Selfies in den sozialen Netzwerken. Filter verändern diese Gesichter nach dem Barbie-und-Ken-Prinzip. Und von künstlicher Intelligenz generierte Avatare bevölkern Feeds und Onlinewerbung mit diesem Look. Noch nie waren wir umgeben von so vielen Gesichtern. Das ist offenbar nicht so leicht zu verarbeiten. Chirurgische Praxen berichten schon von Patientinnen und Patienten, die verzweifelt ihrem eigenen filteroptimierten Ich naheifern.

Aber wenn wir genau hinsehen, wie diese Gesichter gestaltet, geschminkt oder optimiert sind, kommen wir dem menschlichen Schönheitsempfinden auf die Spur: Wen finden wir attraktiv und warum?

Auf diese Fragen hat jede Forschungsdisziplin ihre eigenen Antworten. Blickt man jedoch auf die Mode- und Kunstgeschichte und behält ein paar naturwissenschaftliche Prinzipien im Kopf, wird klar: Es ist ein ewiges Ringen von Natur und Kultur, von Biologie und Soziologie, aus dem sich die Schönheitsideale einer Epoche ergeben.

Perfekte Wangenknochen und Kinnlinien haben schon die Bildhauer der alten Griechen in Marmor gemeißelt. Wenn es heute um die Schönheit menschlicher Körper geht, beziehen wir uns gern auf ästhetische Kriterien, die bereits in der Antike ausgemessen und in Stein verewigt wurden: Symmetrie, Harmonie, Glätte. Seitdem wissen wir um das vermeintlich ideale Verhältnis von Nasen- zu Stirnlänge, von Lippenbreite zu Pupillenabstand und dass Augen und Mund

ein magisches Dreieck der Aufmerksamkeitskonzentration bilden. Die alten Griechen setzten ihre Skulpturen aus den attraktivsten Merkmalen verschiedener Models zusammen: Kein echter Mensch konnte so schön sein. Die Werke der griechischen Meister gelten noch immer als Inbegriff eines Schönheitsideals, das aus Europa kommt, aber weite Teile der Welt beeinflusst hat.

Regalkilometer an Attraktivitätsstudien haben in den vergangenen Jahrzehnten untersucht, wie ein perfektes Gesicht aussehen sollte. An den Ergebnissen sind Kieferorthopädie und plastische Chirurgie genauso interessiert wie die Kommunikationspsychologie. Damit wird viel Geld verdient. Eben weil es übermenschliche Ideale gibt, die sich nur mit kostspieligen Hilfsmitteln erreichen lassen.

Ein Faktor, der immer wieder untersucht wird: die biologische Basis. Trotz aller zivilisatorischen Fortschritte beeinflusst unsere Biologie unser Schönheitsempfinden – aus bloßer Angst vor dem Tod. Denn aus der Vorliebe für symmetrische Gesichtszüge und glatte Haut spricht auch eine Urangst vor Erbkrankheiten und Infektionen. Die war vor der Erfindung der modernen Medizin ein wichtiger Instinkt, um den Fortbestand der Sippe zu sichern. Immer wieder kommen Forscherinnen und Forscher zum Ergebnis: Menschen finden es sexy, wenn jemand gesund, jung und damit fortpflanzungsfähig aussieht, und das so gut wie überall auf der Welt.

Diese sogenannte sexuelle Selektion hat die Evolution stark geprägt. Ist aber im Zusammenhang mit Attraktivität überbewertet – das behauptet eine Theorie aus der Wahrnehmungspsychologie. Wie ein Computerprozessor verbraucht das menschliche Gehirn viel Energie. Die muss in Form von Nahrung erst mal mühsam besorgt werden. Deshalb, so die Theorie, bevorzugen Menschen Sinnesreize, die sie ohne viel Aufwand verarbeiten können. Bekannte Formen, Farben, Typen, nichts Störendes, Herausragendes oder sogar Gefährliches. Wer gesund und vertraut aussieht, wird vom Gegenüber bevorzugt.

Diese biologischen Antworten beleidigen den Intellekt: Haben wir uns etwa kein Stück von den Höhlenmenschen entfernt? Zum Glück ist unsere Natur eben nicht der einzige Kompass, dem wir folgen. Die Kultur mischt mit, hält dagegen. Wir alle haben individuelle Schönheitsvorlieben. Die hängen von sozialen Prägungen ab, vom Kulturraum, in dem wir leben, und von den Menschen, die uns umgeben.

Unzählige Geschichten aus der Kunst, der Pharmazie, der Chirurgie oder der Mode berichten davon, wie wechselhaft sich vor allem Frauen in allen Epochen gestaltet haben. Buschige Augenbrauen in der Antike, komplett entfernte Brauen im 16. Jahrhundert, dünne Mondsicheln bei den

Hollywooddiven der 1930er, Mitte der 2010er plötzlich haarige, breite Balken, jetzt schmale, nach oben weisende Foxy Brows. Kleine, zarte Münder in der Renaissance, grafisch gezackte Minimünder in den Roaring Twenties, breite sinnliche Lippen nach dem Zweiten Weltkrieg und herzförmig modellierte Russian Lips heute.

Was Menschen schön finden, folgt auch einem Wunsch nach sozialer Zugehörigkeit. Mit wem identifizieren wir uns, wem eifern wir nach? Wenn Andersartigkeit bestraft wird:

Wem passen wir uns optisch an? Wessen Leben erscheint uns erstrebenswert?

So ist Schönheit immer auch politisch. Wer sozial oder kulturell mächtig ist, diktiert seinen Followern den Look. Das verbindet die Kardashians, den Trump-Clan, BTS und Balenciaga

Was wir schön finden, folgt auch dem Wunsch, dazuzugehören

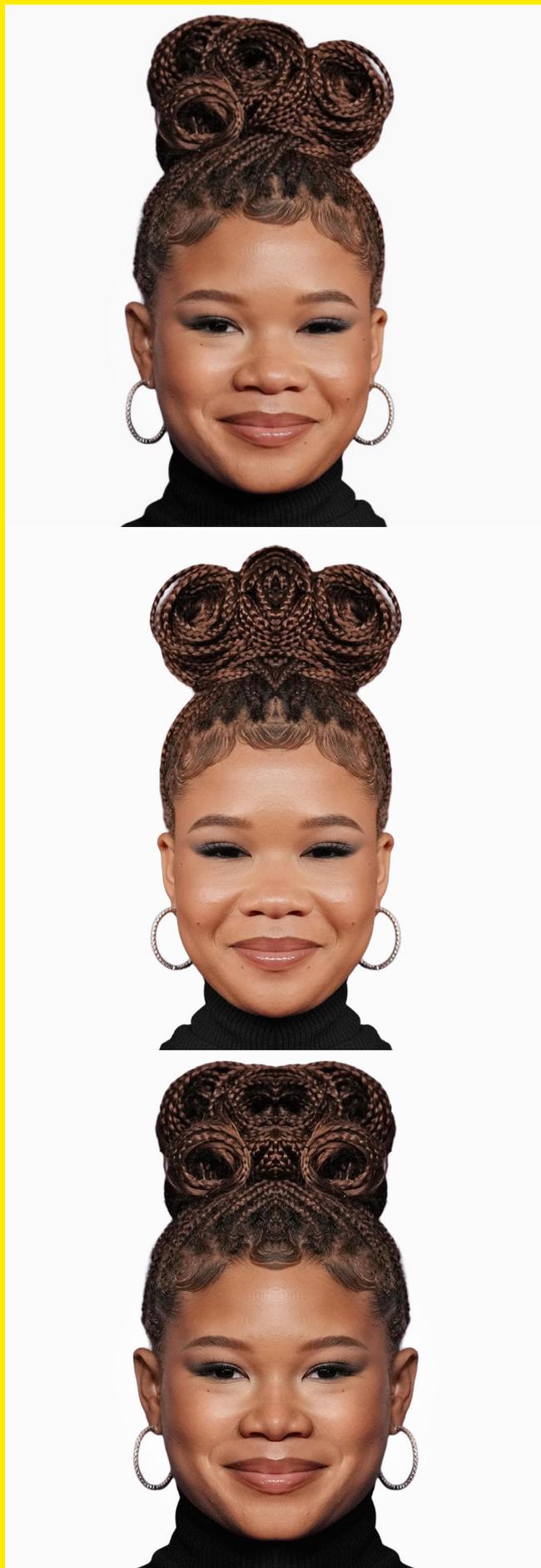
mit Nofretete, Ludwig XIV. oder Queen Victoria. Ihre Macht wächst mit den Bildern: Früher wurden Porträts gemalt, um den Einfluss der Herrschenden auf das Volk zu verstärken. Heute erfüllen Promifotos diesen Zweck. Je öfter wir der Ästhetik einer herrschenden Gruppe ausgesetzt sind, desto angenehmer finden wir sie. Die Psychologie nennt das den „Mere Exposure“-Effekt. Selbst Trends, die wir vor zwei Jahren noch schräg fanden, verlieren ihre Ecken und Kanten, je öfter wir sie sehen. Wenn dann noch Prominente dafür werben, wird der Look bald massentauglich.

An ihre Grenzen kommen solche Moden, wenn unser biologisches Attraktivitätsempfinden gestört wird. Wo Lebendigkeit und Gesundheit gegen Anzeichen von Krankheit und Schwäche getauscht werden, beginnt für viele die wahre Provokation. Schwarzer Lippenstift, echte oder geschminkte Augenschatten, hohle Wangen, das Fahle, das der Heroin Chic in den 1990ern verbreitete und das derzeit wieder in der High Fashion zu sehen ist. Hat sich dieser Look normalisiert, ist wieder das Gegenteil en vogue. Moden sind flüchtig und oft nicht mehr als Challenges, mit denen wir uns bei Laune halten. Sie spielen mit unseren Sinnen, deshalb machen sie so viel Spaß.

Viele Wissenschaften versuchen, menschliche Schönheit zu ergründen. Aber: Eine Leerstelle bleibt immer. Wenn die Wirtschaftsforschung das Pretty Privilege untersucht, psychologische Studien die Wirkung von Make-up analysieren oder die Chirurgie Eingriffe zur „Gesichtsharmonisierung“ empfiehlt, nähern sie sich einem Ideal, aber nicht der Schönheit an sich. Die ist nämlich nicht mit Zirkel und Geodreieck zu messen.

Wer nach echter Schönheit sucht, muss Menschen begegnen und erleben, wie sie sich bewegen, wie sie sprechen, wie sie ihre Mimik gebrauchen, wie sie riechen. Eine Überblicksstudie, die jüngst erschien, nennt es das Untrennbarkeitsphänomen: Zum wahrlich schönen Menschen gehören ein schöner Körper und ein schöner Charakter. Schon die alten Griechen waren von dieser Bedingung überzeugt: Hinter der hübschen, symmetrischen, perfekt gewölbten Stirn sitzt ein heller Geist, ein konstruktiver Charakter, geprägt von Empathie, Selbstbewusstsein und einem lebendigen Intellekt. Sie nannten es Seele. **f**

Rabea Weihser hat gerade das Sachbuch „Wie wir so schön wurden. Eine Biografie des Gesichts“ veröffentlicht.



Alles Aura

Fühl doch mal,
wie schön du bist.
Fabiana Kühl
ist 31, Inklusions-
Influencerin
und blind

Als Jugendliche habe ich oft in Zeitschriften geblättert. Weil ich mit nur 20 Prozent Sehkraft geboren wurde, musste ich ganz nah ran, um die Leute zu sehen. Weiße Zähne, gebräunte Haut, kurvig, aber bitte nicht zu kurvig: Die Bilder haben mich geprägt.

Seit neun Jahren gelte ich als gesetzlich blind. Das heißt, mein Sehvermögen liegt unter zwei Prozent. Meine visuelle Erinnerung besteht also aus dem, was ich als Kind und Jugendliche gesehen habe. Ich weiß noch ungefähr, wie ich aussehe. Wenn das Licht gut fällt, kann ich meine Umrisse im Spiegel erkennen. Veränderungen fallen mir beim Eincremen auf. Neulich habe ich eine Lachfalte an meinem Auge entdeckt.

Mir wird manchmal gesagt, ich sei hübsch. Und man sehe mir mein Blindsein gar nicht an. Als würden sehbehinderte oder blinde Menschen grundsätzlich verwahrlost aussehen. Uns wird oft abgesprochen, dass wir uns für schöne Dinge und für unser Aussehen interessieren. Dabei ist das vielen Sehbehinderten besonders wichtig, das ist ein Stück Kontrolle übers eigene Leben. Als ich noch allein gelebt habe, habe ich mir zum Essen oft einen Bademantel angezogen. Ich wollte nicht mit Flecken rumlaufen, damit niemand denkt: Klar ist ihre Kleidung dreckig, die ist ja blind.

Ich versuche, mein Aussehen weniger wichtig zu nehmen. Die Bilder auf Instagram lasse ich mir von meinem Handy beschreiben. Zum Glück erreichen mich die Massen normschöner Körper nicht im gleichen Maße wie sehende Menschen. Wenn ich durch die Stadt laufe, sehe ich ja auch keine Werbetafel. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es ist, als sehende Person permanent visuell überflutet zu werden. Trotzdem kann ich mich dem Schönheitsdruck nicht entziehen.

Gerade stört mich mein dunkler Haaransatz. Ich war ewig nicht beim Friseur. Make-up trage ich fast nur noch beruflich, zum Beispiel wenn ich auf einem Videodreh bin. Als ich mich als Teenagerin zum ersten Mal geschminkt habe, wollte ich direkt Smokey Eyes. Da war am Ende deutlich mehr schwarz als meine Augen. Mit der Zeit habe ich mein Gesicht kennengelernt und weiß, wie viel ich wovon wo auftragen muss. Ich erinnere mich auch an Farben. Wo welcher Lidschatten in der Palette ist, lasse ich mir von einer sehenden Person beschreiben und merke es mir. So mache ich das auch bei Kleidung, bevor ich sie kaufe. Dann kann ich mein Outfit allein aussuchen. Ich bin basic gekleidet, da besteht keine Gefahr, wild Farben und Muster zu mixen. Besonders mag ich gewebte Stoffe oder Strickmuster, die fassen sich toll an.

Schön kann vieles sein. Ich bin zum Beispiel total gerne im Wald. Da ist um mich herum ganz viel los, der Boden fühlt sich weich an, und Licht und Schatten wechseln sich ab, wenn die Sonne durch die Blätter scheint.

Gerüche sind auch schön, die versetzen dich direkt in Situationen. Denkt mal an den Geruch von Sonnencreme oder von frischem Kuchen! Wenn ich gebacken habe, gehe ich kurz auf den Balkon und dann wieder in die Küche, um den Geruch noch mal richtig intensiv wahrzunehmen.

Wenn ich attraktiv finde, beeinflussen Geruch, Stimme und ganz stark die Aura. Menschen strahlen aus, ob sie eher zurückhaltend oder einnehmend sind. Wenn jemand sehr charismatisch ist, spüre ich das direkt. Ein Händedruck oder eine Umarmung verraten etwas über die Statur. Manchmal lasse ich mir Personen von anderen beschreiben. Das ist für mich wie für Sehende, die ein Buch lesen und sich die Figuren vorstellen.

Ich fühle mich besonders schön, wenn ich geduscht habe. Dann bin ich frisch. Und nach dem Sport, wenn ich meinen ganzen Körper spüre. Da kommt das Gefühl von Schönheit richtig von innen heraus.

f
Protokoll: Victoria Porcu

Wie toxisch ist Schönheit ?

Frau Dr. Tanck, Sie beschäftigen sich als Psychotherapeutin und Buchautorin mit dem Zusammenhang von Körperbildstörungen und Social Media. Was ist so giftig in den sozialen Medien? Dr. Julia Tanck: Wir wissen aus diversen Studien, dass idealisierte Körpertypen auf Social Media überrepräsentiert sind. So entsteht ein verzerrtes Bild davon, wie Körper auszusehen haben. Das erzeugt einen extremen Druck, vor allem bei Jugendlichen.

Warum sind sie besonders gefährdet? Jugendliche sind die Hochrisikogruppe für Essstörungen, vor allem Mädchen zwischen 14 und 19. Diese Lebensphase ist geprägt von Unsicherheiten in Bezug auf die eigene Person, die Identität, das Aussehen. Man will dazugehören, beliebt sein. Attraktivität scheint dafür wichtig.

Was passiert im Kopf, wenn wir uns diese realitätsfernen Idealtypen zu lange anschauen? Da kann ein extrem negatives Bild vom eigenen Körper entstehen. Es gibt zwei Triebkräfte. Zuerst die Internalisierung: Je häufiger wir ein bestimmtes Ideal sehen, desto attraktiver und normaler finden wir es. Weicht unsere Selbstwahrnehmung stark von diesem Ideal ab, macht uns das unzufrieden. Die zweite Triebkraft sind Vergleiche. Wie sehr jemand sein Aussehen mit dem anderer vergleicht, ist sehr unterschiedlich ausgeprägt. Je stärker die Tendenz zu Aussehensvergleichen und zur Internalisierung, desto wahrscheinlicher wird eine Körperunzufriedenheit.

Ist die nicht normal? Jeder kennt so eine Unzufriedenheit. Genau. Das ist erst mal nur ein Gefühl. Wenn ich diese negative Emotion aber nicht regulieren kann, sie nicht aushalte, wenn ich deshalb kaum noch esse oder exzessiv Sport

mache, können sich daraus Krankheiten entwickeln. Menschen mit Körperbildstörungen zum Beispiel nehmen Mängel an sich wahr, die anderen gar nicht auffallen. Manche halten ihr Spiegelbild nicht mehr aus und schämen sich so sehr für sich, dass sie nicht mehr am sozialen Leben teilnehmen.

Leiden besonders hübsche Menschen auch? Ich habe Patientinnen, die nach objektiven Kriterien als sehr attraktiv gelten würden. Aber sie fühlen sich absolut hässlich und unwohl mit ihrem Körper. Hübsch gleich glücklich, diese Gleichung geht so nicht auf. Es gibt kein objektives Maß dafür, wie sich jemand in seinem Körper fühlt. Deswegen finde ich es sehr wichtig, dass auch Personen, die Schönheitsidealen entsprechen, öffentlich über ihre Probleme mit der Selbstakzeptanz sprechen.



Welche Verantwortung tragen die Plattformen und die Creator? Wir wissen aus Übersichtsstudien, dass die sozialen Medien das Körperbild signifikant negativ beeinflussen. Wir haben so viele psychisch erkrankte Jugendliche wie noch nie. Weil wir wissen, wie stark der Einfluss von Social Media ist, sollten bearbeitete Bilder gekennzeichnet werden müssen und von den Algorithmen

nicht länger bevorzugt werden. Es braucht ein Bewusstsein dafür, dass solche Bilder nicht die Realität abbilden.

Kann uns auch das private Umfeld Komplexe einreden? Auf jeden Fall. Ein Freund, der Leistungssportler ist, kann beeinflussen, wie ich meinen Körper wahrnehme. Oder eine Mutter, die sich häufig vergleicht, das Aussehen anderer Menschen kommentiert oder schlecht über ihren eigenen Körper spricht. Sprüche wie „Darin sehe ich dick aus“ oder „Das kann ich nicht tragen“ bleiben hängen. Das passiert sogar nonverbal, allein durch den Aufmerksamkeitsfokus. Wie die Mutter Bereiche ihres Körpers anschaut, die ihr missfallen, kann zu einer defizitorientierten Selbstbetrachtung der Kinder führen. Viele solcher unbewussten Mechanismen sorgen dafür, dass sich ein negatives Körperbild auf die nächste Generation überträgt.

Wie kommt man da raus? Untersuchungen zeigen, dass sich Menschen wohler fühlen und aktiver sind, wenn sie ihre Social-Media-Nutzung reduzieren. Es ist sinnvoll, sich zu fragen: Welche Inhalte führen dazu, dass ich mich besser fühle? Was inspiriert mich auf eine gesunde Weise? Und was setzt mich eher unter Druck? Und ganz wichtig: sich mit Menschen zu verbinden, die einen wertschätzen, denen es nicht nur ums Aussehen geht.

Warum fällt es uns so schwer, mit unserem Aussehen zufrieden zu sein? Wir müssen erkennen, dass sich mit unserer Unzufriedenheit viel Geld verdienen lässt. Wenn es eine Tablette gäbe, mit der wir ab morgen zufrieden wären mit unserem Aussehen, würde eine Milliardenindustrie zusammenbrechen. Uns wird ständig eingeredet, dass wir nicht gut, schön und erfolgreich genug sind und uns nur genug bemühen müssten. Aber der Fehler liegt nicht bei uns als Individuen, das Problem lässt sich nur auf struktureller Ebene lösen. ➔

Dass Lidschatten glitzert und Lipgloss glänzt, liegt meist an Mica, einer Gruppe von Mineralien mit schimmernden Effekten. Indien ist einer der größten Mica-Exporteure. Ein Viertel des weltweiten Bedarfs soll in den Bundesstaaten Bihar und Jharkhand abgebaut werden, die zu den ärmsten Regionen des Landes gehören. Oft holen Familien die Mineralien auf eigene Faust aus der Erde, ohne Schutz und in

illegalen Minen, die immer wieder einbrechen. Auch Kinder arbeiten mit: Bis zu 30.000 schürfen laut Menschenrechtsorganisationen in Bihar und Jharkhand. Mica ist nicht nur in Kosmetik enthalten, sondern auch in Toastern und Wandfarben, Smartphones oder Lichtschaltern. Es gibt künstliche Alternativen, aber viele Hersteller setzen weiter auf den natürlichen Glimmer.

Alina Schneider

Keinen Schimmer



Eigentlich

ganz
schön

hier

In Klimadebatten ist Schönheit kaum ein Thema.

Ein Fehler, findet *Marcel Hänggi*

Im Mai veröffentlichte die „New York Times“ einen Podcast aus dem irakischen Diyala, wo es seit Jahren kaum geregnet hat. Die Journalistin fährt durch die Provinz, die früher für ihren reichen Getreideanbau bekannt war, vorbei an vertrockneten Feldern und Kadavern verdursteter Kühe. Sie trifft einen Bauern. Der nicht zuerst beklagt, dass er hier nicht mehr leben könne, sondern sagt: „Es war so schön hier, all die Aprikosen- und Feigenbäume...“

Von Schönheit ist selten die Rede, wenn wir über die Umweltkrisen unserer Zeit sprechen. Wenn Felder vertrocknen, Wälder brennen oder Gletscher wegbrechen, scheint die Sorge um Schönheit ein Luxusproblem. Auf den mehr als 7.000 Seiten des letzten Berichts des Weltklimarats finden sich die Wörter „beauty“ und „beautiful“ keine zehn Mal.

Das Bundesnaturschutzgesetz schreibt den Schutz der Schönheit von Natur und Landschaft im ersten Absatz fest. In den Klimadebatten ist das weit weg. Das Argument der schönen Landschaft, die es zu erhalten gelte, wird vor allem vorgebracht, um die eigene politische Position zu untermauern. Für die einen zerstört das Windrad die Idylle, für die anderen die neue Schnellstraße.

Was verlieren wir an Schönerem, wenn sich die Erde erhitzt und die Artenvielfalt abnimmt? Ist Naturschönheit wichtig? Und was ist überhaupt schön?

Schönheit messen

Schön ist: das Meer. Sommerregen. Der Berg, an dem ich aufgewachsen bin, hingefläzt wie ein riesiges Tier vor Millionen Jahren. Schön sind: reife Früchte direkt vom Baum.

Es gibt Versuche, Schönheit zu messen. Aber keine bundesweiten Studien zur Frage, wie sich die „ästhetische Qualität“ der deutschen Landschaft verändert. Eine solche Studie gibt es für die Schweiz. Die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) untersucht, wie sich die Landschaften in der Schweiz verändert haben. Sie erfassen objektive Indikatoren wie Waldfläche, Nutzungsvielfalt oder Bodenversiegelung, sie erheben aber auch subjektive Einschätzungen wie die empfundene „landschaftliche Schönheit“. Laut ihrem letzten Bericht von 2022 hat sich die Qualität der Schweizer Landschaften zuletzt in fast allen objektiven Indikatoren verschlechtert. Die Befragten schätzen die

landschaftliche Schönheit ihrer Wohngemeinden aber nach wie vor als hoch bis sehr hoch ein. Dieser Befund ist nur auf den ersten Blick erstaunlich: Mit der Landschaft verändert sich auch die Norm, an der ihre Schönheit gemessen wird.

Die WSL hat auch modelliert, wie das Land aussehen wird, wenn das Klima sich weiter erwärmt. Es ist keine schöne Lektüre: viel Grau und Braun statt Grün, viele tote Bäume statt Wäldern. Manche Gletscher werden in Zukunft zu vielen kleinen Seen.

Umgekehrt sorgen Eingriffe, mit denen dem Klimawandel begegnet wird, dafür, dass verlorene Schönheit wiederhergestellt wird. Wenn die Landwirtschaft vielfältiger anbaut. Wenn Städte begrünt werden, um sie zu kühlen. Wenn trockengelegte Feuchtgebiete wieder vernässt werden und Flüsse mehr Platz kriegen, um Überschwemmungen vorzubeugen. Gegenden wie das Leipziger Neuseenland zeigen, wie schön kaputte Natur werden kann: Aus einer Region des Tagebaus wurde eine für Naherholung und Wassersport.

Schön ist nicht immer gut

Schön ist: eine Nacht im Wald, wenn die Käuze rufen. Einem Kind einen Käfer zeigen. Der Gipfel im Morgengrauen, bevor ihn eine Tausendschaft Instagram-Tagestouristen überrennt.

Wunderschön, erzählte mir eine Bekannte, sei auch ihre Wanderung neulich gewesen, vor allem die Wiesen: gelb leuchtender Löwenzahn! Kurz darauf besuchte ich einen alten Mann in derselben Gegend. Er zeigte aus seinem Küchenfenster. „Siehst du die Wiese? Vor 50 Jahren habe ich dort prächtige Blumensträuße für meine Frau gepflückt. Heute wächst nur noch Löwenzahn.“

Schön ist nicht für alle dasselbe. Und schön ist nicht immer gut. Blüht Löwenzahn in Massen, gilt er als Zeichen von Überdüngung und Biodiversitätsverlust. Gefiele die Wiese meiner Bekannten auch, wenn sie das wüsste?

Aber Schönheit liegt nicht nur im Auge der Betrachterin. Es gibt, wie Studien zeigen, Naturschönes, das einer Mehrheit gefällt. Wasserlandschaften oder offene Landschaften mit einzelnen Bäumen beispielsweise; nicht zufällig werden Stadtparks nach diesem Muster gestaltet. Aber solche kollektiven Vorlieben werden überschätzt. Was wir schön finden, hat mit Wissen zu tun (der alte Mann weiß mehr als meine Bekannte) – und mit Geschmack.

Pittoresk und instagrammable

Über Geschmack zu sprechen ist heikel. Man riskiert, sich zu blamieren, wenn man allzu Gefälliges (Sonnenuntergänge, Sandstrände, Wasserfälle) schätzt. Man riskiert, arrogant zu wirken, wenn man über das spottet, was anderen gefällt. Die Hemmung, im Klimadiskurs von Schönheit zu sprechen, dürfte auch daher rühren.



Gibt es richtiges und falsches Schön? Ja. Zumindest, wenn es um die Auswirkungen auf unsere Umwelt geht. Übersichtlichkeit und eine klare Ordnung sind eher schlecht. Rasenmäherroboterrasen, Steingärten und Kirschlorbeerhecken sind Biodiversitätswüsten. Wälder, in denen das Totholz liegen bleiben darf, sind ökologisch wertvoller als „aufgeräumte“ Wälder.

Schön sind: die Mauersegler, denen ich im Frühsommer aus dem Liegestuhl zuschaue. Sonne auf kühler Haut. Fliegengesumme.

Natur ist besonders schön, wenn wir sie mit mehreren Sinnen erfahren. Und wenn wir sie zeitlich wahrnehmen, im Werden und Vergehen. Viele Naturschönheiten sind jahreszeitliche: blühende Obstbäume, sich verfärbende Laubwälder, Schnee.



Die Ästhetik, die Photoshop und KI geschaffen haben, weiß nichts vom Vergehen der Zeit. Die Bildbearbeitung hat es leicht gemacht, das Schöne überschön zu machen, den Himmel blauer, das Gras grüner.

Diese Schöner-als-echt-Ästhetik wirkt zurück in die reale Welt. Tomaten beispielsweise werden nach diesem Ideal gezüchtet; fad schmeckend, aber optisch makellos. Damit sie

auch im Winter zu kaufen sind, hüllt man in Südeuropa ganze Landschaften in Plastikplanen. Kaum ein Insekt findet dort Nahrung, kein Vogel singt.

Die Tomaten-Ästhetik kann man Kitsch nennen. Ein noch gefährlicheres Wort als „Geschmack“. Wer „Kitsch“ sagt, verurteilt. Es ist wichtig, Kitsch zu benennen. Denn Kitsch hilft nicht, die Schönheit der Welt vor Umweltkrisen und Massentourismus zu bewahren. Kitsch blendet aus, was stört, und überhöht, was gefällt. Kitsch interessiert sich wenig für das Schöne, er benutzt es vor allem. Ein Sonnenuntergang ist immer schön. Das Foto eines Sonnenuntergangs ist fast immer kitschig.

Baumarktketten, Zeitschriften und Reiseanbieter verkaufen Kitsch. Wenn Aussichten „atemberaubend“ sind und Sandstrände „traumhaft“, werden sie zum Klischee. Als im 18. Jahrhundert junge Engländer auf ihrer Grand Tour Europa bereisten, kam die Rede von „pittoresken“ Landschaften auf: das Ideal der Landschaft, die sich vom pittore, dem Künstler, zu einem Bild verwerten lässt.

Heute sagt man nicht mehr „pittoresk“, sondern instagrammable. Wer sein Naturverständnis nur mehr an Abbildungen schult, an einer zu überästhetischen Bildern erstarrten Natur, der mag das Abbild irgendwann lieber als die echte Natur. Das Klischee schiebt sich vor die reale Welt.

Keine Würde ohne Schönheit

Es ist schwierig, über Schönheit zu sprechen. Fachkundige reden lieber von „Ökosystemleistung“. Sie gibt an, wie fähig eine Landschaft ist, für Nahrung, sauberes Wasser, saubere Luft oder Tourismus zu sorgen. Ökonominen und Ökonomen beziffern diese Leistungen in Euro. Mit dem Konzept wollen sie den Wert der Natur sichtbar machen. Aber entwertet man die Natur nicht gerade, wenn man an ihr nur ihren Nutzen schätzt?

Klar: Menschen können auch in einer leistungsfähigen, hässlichen Natur überleben. Schöne Natur mag nicht überlebensnotwendig sein. Aber das Leben ist würdevoller, wenn neben Überlebensfragen noch anderes Platz hat.

Vielleicht brauchen wir das Schöne gerade jetzt. Um die Umweltkrisen zu überwinden, schreibt der Weltbiodiversitätsrat IPBES, müssten unterschiedliche „Weltanschauungen und Werte“ berücksichtigt werden. Diese Werte sollten auch Schönheit umfassen.

Was das ist, kann niemand klar definieren. Was schön ist, ist nicht immer gut, und was gut ist, ist nicht immer schön. Soll man trotzdem über die Schönheit der Natur sprechen?

Unbedingt! Weil es offensichtlich nicht gelingt, die Umwelt zu schützen, wenn wir nur ihren Nutzen betrachten. Und weil wir erst, wenn wir Natur ästhetisch wahrnehmen – sie sehen, hören, riechen und fühlen –, unseren Platz in Raum und Zeit finden und uns als Teil unserer Mitwelt erkennen. 

Wie Übergewicht und Schlankheitswahn das große Geld in ein dänisches Küstenstädtchen spülen

Wenn es heute noch so etwas gibt wie eine Goldgräberstadt, dann ist es Kalundborg in Dänemark. Hier ist das Gold flüssig, farblos und wird stark verdünnt in Spritzen abgefüllt. Millionen davon werden in die Welt verschickt, und Milliarden dänische Kronen kommen zurück. Denn hier produziert das Pharmaunternehmen Novo Nordisk die Medikamente Wegovy und Ozempic, die viele zum Abnehmen verwenden.

Das Angebot klingt unwiderstehlich: Ein Pieks pro Woche, und das Fett schmilzt förmlich von den Hüften, bei Menschen mit großem Übergewicht bis zu 15 Prozent des Körpergewichts innerhalb eines Jahres. Der Wirkstoff der Spritzen: Semaglutid. Er ahmt die Wirkung eines Darmhormons nach, stabilisiert den Blutzuckerspiegel, hält Nahrung länger im Magen und löst im Gehirn ein Gefühl der Sättigung aus.

Ozempic ist eigentlich für die Behandlung von Typ-2-Diabetes gedacht, Wegovy für Adipositas, eine chronische Krankheit, bei der Patientinnen und Patienten übermäßig viel Körperfett ansammeln. Den Hype um die Spritzen haben aber nicht Menschen ausgelöst, die krank sind, sondern chronisch reich und berühmt. Promis wie Elon Musk oder Amy Schumer. Auch Robbie Williams spritzte ein Ozempic-ähnliches Medikament. Über seinen Gewichtsverlust sagte er: „Es ist wie ein Weihnachtswunder.“

Das Zitat könnte aus der Presseabteilung von Novo Nordisk stammen. Das Unternehmen verkauft die Monatsdosen von Ozempic und Wegovy in Deutschland für bis zu 300 Euro, in den USA für sehr viel mehr, und hat damit in den vergangenen Jahren Milliardengewinne gemacht. Im Sommer 2024 galt Novo Nordisk mit 600 Milliarden Euro Börsenwert als wertvollstes Unternehmen Europas und war mehr wert als das gesamte Bruttoinlandsprodukt Dänemarks.

Seinen Hauptsitz hat Novo Nordisk nahe Kopenhagen, produziert wird aber vor allem 100 Kilometer westlich, in Kalundborg, einer Kleinstadt an der Küste. Es gibt ein kleines Barockschloss in der Nähe, einen großen Hafen, sehr viel Backstein, knapp 17.000 Menschen. Manche Dänen nennen Kalundborg Novosibirsk. Wegen der Firma, klar, und weil der Ort für dänische Verhältnisse so abgelegen ist wie das echte Novosibirsk in Sibirien.

Die ewige Suche nach Schönheit hat Kalundborg schon mal Wohlstand gebracht, in den 1960er- und 1970er-Jahren, als hier elektrische Lockenwickler, die „Carmen Curlers“, produziert wurden. Die Wickler gingen, Novo Nordisk kam – und baute. Aus einer Fabrik wurde eine Stadt neben der Stadt, laut Medienberichten sind die Preise für Grundstücke und Mieten in Kalundborg explodiert.

Die ewige Suche nach Schönheit hat Kalundborg schon mal Wohlstand gebracht, in den 1960er- und 1970er-Jahren, als hier elektrische Lockenwickler, die „Carmen Curlers“, produziert wurden. Die Wickler gingen, Novo Nordisk kam – und baute. Aus einer Fabrik wurde eine Stadt neben der Stadt, laut Medienberichten sind die Preise für Grundstücke und Mieten in Kalundborg explodiert.

Der Schwarzmarkt für Wegovy und Ozempic brummt: Legal kriegt man beide Mittel in Deutschland nur auf Rezept. Ozempic übernimmt zur Diabetesbehandlung meist die Krankenkasse, Wegovy muss in der Regel selbst gezahlt werden. Beide können Nebenwirkungen haben, die Langzeitfolgen werden noch untersucht.



Dickes Geschäft

Millionen Menschen setzen sich die Spritzen von Novo Nordisk, vor allem in den USA. Aber der Konzern verliert Marktanteile: Die Spritzen der US-Konkurrenz sind mittlerweile gleichwertig oder sogar wirkungsvoller, und Wegovy und Ozempic könnten bald teurer werden, weil US-Präsident Trump mit hohen Zöllen auf Importe aus Dänemark droht. Dazu läuft 2026 auf den ersten Märkten das Patent für den Erfolgswirkstoff Semaglutid aus, zum Beispiel in China und Kanada. Dann können die dänischen Spritzen massenhaft und günstig nachgebaut werden. Laut klinischen Studien werden in China derzeit mindestens 15 Mittel dieser Art entwickelt.

Novo Nordisk versucht, seinen Goldrausch mit einem neuen Medikament am Laufen zu halten. Das Mittel CagriSema enthält neben Semaglutid einen weiteren hormonähnlichen Wirkstoff. Im Test ließ es adipöse Patienten ohne Diabetes im Schnitt ein Fünftel ihres Körpergewichts abnehmen. Das wäre mehr als alle anderen Novo-Nordisk-Mittel bisher, aber weniger als erhofft. Seit dem Höhepunkt des Hypes 2024 sind die Gewinnerwartungen und der Wert der Novo-Nordisk-Aktie um mehr als die Hälfte eingebrochen.

Novosibirsk soll trotzdem wachsen. Novo Nordisk will mehr Ozempic und Wegovy produzieren, viel mehr, und baut den Standort Kalundborg milliardenschwer aus: Neue Fabrikgebäude und neue Wohnhäuser entstehen, sogar ein kleiner Uni-Campus. Gelehrt und geforscht wird, natürlich, im Bereich Biotechnologie. Schließlich wächst der Markt. Weltweit gelten mehr als eine Milliarde Menschen als adipös, Tendenz steigend. In der Küstenstadt selbst auch. Laut BBC sind hier besonders viele Kinder übergewichtig.

Text: Jonas Mayer

Hell yeah



Text: Ole Schulz

Jamaika ist ein Land der Schönheitswettbewerbe. In Gemeinden, Bezirken und auf Landesebene werden Jahr für Jahr die Hübschesten gekürt: Frauen und Männer in allen möglichen Altersklassen. Monyque Blake ist 2024 „Miss Teen Queen Jamaica“ geworden. Aber nicht der Titel hat sie landesweit bekannt gemacht, sondern die Kampagne #saynotoskinbleaching, die sie mit einer befreundeten Schönheitskönigin startete. Denn das Aufhellen der Haut ist in der Schwarzen* Bevölkerung Jamaikas verbreitet.

Die Gründe dafür liegen in der Geschichte. Mehr als 400 Jahre war Jamaika eine Kolonie. Die Kolonialisten beuteten die Menschen auf der Karibikinsel brutal aus. Die Taíno, die vor der Ankunft der Europäer auf Jamaika lebten, wurden von den spanischen Besatzern fast vollständig ausgelöscht. 1655 eroberten die Briten die Insel. Schwarze Sklaven aus Afrika schufteten auf den Plantagen, auf denen Zuckerrohr und Kaffee für die Besatzer angebaut wurden. Sie revoltierten immer wieder. Aber erst 1962 zogen die Briten ab.

An der Spitze der jamaikanischen Gesellschaft stehen heute noch einige hellhäutige Geschäftsmänner, Politiker oder Musiker, dabei sind mehr als 90 Prozent der Bevölkerung Schwarz. Zwar ist in

Mit heller Haut hast du größere Chancen, es zu etwas zu bringen, – glauben viele in Jamaika und bleichen sich mit speziellen Cremes, Chlor und Zahnpasta



Jamaika inzwischen eine Schwarze Mittelklasse entstanden, aber Schwarze Jamaikanerinnen und Jamaikaner sind immer noch übermäßig häufig von Armut betroffen. Bis heute ist die Hautfarbe ein Merkmal für sozialen Status.

Viele treibt die Vorstellung, dass hellere Haut schöner sei. „Es gibt eine Art magersüchtigen

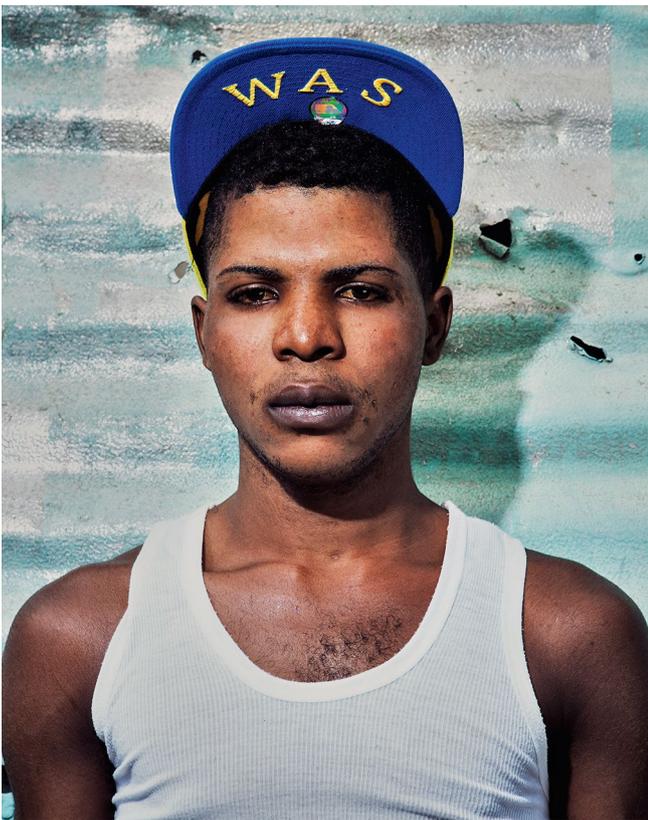
Mit den Bleaching-Produkten ist man noch nicht so weit. Dermatologen fürchten, ein Verbot könnte ihren Verkauf auf dem Schwarzmarkt befördern – so wie in einigen afrikanischen Ländern. Sie befürworten stattdessen eine stärkere Regulierung, zum Beispiel mit einer Verschreibungspflicht, unter der nur noch Apotheken die Mittel verkaufen dürfen. Derzeit

Monyque Blake (links) und eine der vielen Reggaepartys, auf denen auch die afrikanischen Wurzeln einer Mehrheit der jamaikanischen Bevölkerung gefeiert werden



ges, eurozentrisches Schönheitsideal“, sagt die jamaikanische Kulturwissenschaftlerin Carolyn Cooper. Das konkurriert mit afrikanischen Schönheitsidealen: In Teilen der jamaikanischen Gesellschaft stehen füllige Silhouetten und große Hintern für Gesundheit, Wohlstand und Fruchtbarkeit. In den 1990er-Jahren ging das so weit, dass Frauen „Chicken Pills“ schluckten. Die waren zum Mästen von Hühnern gedacht und enthielten giftiges Arsen, das den Appetit anregt. Die Medikamente riefen Durchfall, Entzündungen und sogar Krebs hervor und dürfen heute nicht mehr verkauft werden, weder für Tiere noch für Menschen.

sind Bleaching-Seifen und -Cremes in den Drogerien, Supermärkten und an den Straßenständen des Landes allgegenwärtig, in der Werbung sowieso. Die Mittel kommen harmlos daher, dabei enthalten viele gesundheitsschädliche Mengen Quecksilber. Sie hemmen die Bildung von Melanin im Körper, einem Pigment, das die Haut dunkel macht. Die Haut wird dadurch dünner und anfällig für Ausschläge und Hauterkrankungen. Wer sich die teuren Mittel nicht leisten kann, mischt selbst Cremes an, zum Beispiel aus Zahnpasta, Chlor oder WC-Reiniger. Bei längerfristigem Bleaching verfärbt sich die Haut oft rötlich, ein Anzeichen für Hautschäden.



Die Verbindung zu Afrika wird auch in etlichen Reggaesongs besungen. Viele bekannte Musiker wie Bob Marley waren Teil der Panafrikanischen Bewegung und des Black Consciousness Movement, die die afrikanische Abstammung der Schwarzen Bevölkerung als wichtiges kulturelles Erbe betonten.

Heute hören viele junge Menschen auf Jamaika statt Reggae lieber Dancehall. Eine Musikrichtung, die Reggae mit Hip-Hop-Elementen vereint. Einige der prominentesten Dancehall-Acts feiern in ihren Songs das Aufhellen der Haut.

*„Street vybz a get mi hyper,
Bleaching cream ah get mi brighter...
Mi high like cloud wid mi face white out“*

*„Die Straße macht mich hyper,
Bleichcreme macht mich weißer...
Ich bin high wie eine Wolke,
mein Gesicht ist weiß“*



Eine ältere Zeile von Dancehall-Star Vybz Kartel. Viele Jahre hat er das Hautaufhellen gepriesen und sogar eine Kosmetiklinie auf den Markt gebracht. Seit einer abgessenen Haftstrafe gibt sich Kartel geläutert, was das Bleachen anbelangt. „Aber er hat viele junge Jamaikanerinnen und Jamaikaner beeinflusst“, sagt Monyque Blake. Es werde noch immer zu wenig über das Thema gesprochen.

Mittlerweile folgt Jamaika stärker westlichen Trends. Das Nonplusultra ist für viele Frauen ein Körper wie eine Coca-Cola-Flasche: schmale Taille, ausladender Busen und Hintern. Im Jamaikanischen heißt das „thin-thick“, dünn-dick. Blake hofft, dass sich Frauen von solchen Männerfantasien emanzipieren. „Die Jamaikanerinnen müssen ihre Körper so akzeptieren, wie sie sind.“

Was leicht gesagt ist. Denn Jamaika leidet auch unter einem anderen Problem: Rund die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung ist übergewichtig oder sogar fettleibig. Westliche Lebensmittelkonzerne haben das Land mit Fast Food und ungesunden Lebensmitteln geflutet. Die kosten oft weniger als frische Nahrungsmittel und lassen sich schnell zubereiten. Deshalb wird darüber diskutiert, hochverarbeitete Lebensmittel höher zu besteuern.

Monyque Blake hat eine große Mission. Sie träumt von einer eigenen Agentur und einer Karriere im Modelbusiness. Gleichzeitig will sie, dass die Jamaikanerinnen und Jamaikaner sich selbst lieben. „Black is beautiful“, sagt Blake. „Und Teil der jamaikanischen Kultur.“

Das Gesundheitsministerium startete 2007 die Kampagne „Don't Kill the Skin“, die über Bleaching-Produkte aufklären sollte und für strengere Kontrolle warb. In einer Umfrage aus dem Jahr 2017 gaben mehr als zehn Prozent der Jamaikanerinnen und Jamaikaner an, schon mal gebleicht zu haben. Aktuelle Zahlen gibt es nicht, Jamaika zählt aber bis heute zu den Ländern mit einem ausgeprägten Internetsuchinteresse für das Thema Hautbleaching.

Die meisten Aufheller hemmen die Bildung von Melanin, das die Haut dunkler macht und schützt

„Wir besuchen Schulen und drehen Videos für Social Media, um über die Gefahren der Hautaufhellung zu informieren“, sagt Schönheitskönigin Monyque Blake. Sie will, dass gerade junge Menschen stolz auf das afrikanische Erbe ihres Landes sind.

** Wir schreiben „Schwarz“ groß, um zu verdeutlichen, dass damit keine Hautfarbe beschrieben wird, sondern eine politische Selbstbezeichnung.*

Wie wichtig ist Schönheit?

Jasmin Sibel, als „Gnu“ gelten Sie als erfolgreichste deutsche Gamerin auf Youtube. In vielen Videos erzählen Sie von Ihren Schönheitseingriffen. Was haben Sie machen lassen?

Jasmin Sibel: Der erste Eingriff ist mehr als 15 Jahre her. Damals waren volle Lippen in, so wie die von Angelina Jolie. Social Media waren noch nicht so ein Problem. Aber ich habe nebenbei gemodelt und war von perfekt gemachten Frauen umgeben: superschlank, große Brüste, volle Lippen. Ich habe mir also die Lippen machen lassen, dann was in die Wangen spritzen lassen, dann in die Nasolabialfalten. Es wurde immer mehr.

Haben Sie die Kontrolle verloren?

Ja. Durch eine körperdysmorphe Störung konnte ich gar nicht mehr richtig wahrnehmen, wie ich aussehe. Ich hatte asymmetrische Brüste. Die habe ich mit Lipofilling machen lassen: Da wird Fett aus Beinen und Gesäß entnommen und in die Brust gespritzt. Jetzt habe ich zwar symmetrische Brüste, aber eine Riesendelle im Hintern. Irgendwann habe ich gemerkt, dass mein Mund schief und meine Mimik anders war: Die Hyaluronsäurefiller hatten sich unter der Haut verschoben.

Fillermigration. Das erleben viele – und lösen die Unterspritzungen wieder auf. Ich auch. Dabei habe ich gemerkt, wie schön meine natürlichen Lippen waren. Das war eine reine Trend-OP. Davon sollte man unbedingt die Finger lassen.

Was hat Sie zu den Eingriffen gebracht? Der Einstieg in die Modelbranche. In der sagt dir ständig jemand, was an deinem Aussehen alles nicht passt. In meinem Umfeld hatte ich auch viele toxische Leute. Männer haben mich verspottet, wenn ich zugenommen hatte, Frauen haben sich über meine Zahn-

stellung oder mein Bindegewebe lustig gemacht. Ich habe 16-jährige Mädels im Freibad tuscheln gehört: „Gott, hat die ’nen schrecklichen Arsch!“

Erhöhen soziale Medien den Schönheitsdruck? Klar, die ganzen Filter! Das Publikum will aussehen wie die Leute, denen es folgt. Ich würde Influencer viel stärker in die Verantwortung nehmen. Filter und KI-generierte Bilder müssen gekennzeichnet werden. Die verzerren unsere Wahrnehmung. Und wer ästhetische Eingriffe bewirbt, sollte verpflichtet sein, auch die Risiken zu benennen.

Braucht es dafür Regeln? Unbedingt. Und Eingriffe wie Fillerunterspritzungen sollten nur in fachärztlichen Praxen durchgeführt werden dürfen. Viele wol-



len damit aber die schnelle Kohle machen. Das wird immer öfter von unqualifiziertem Personal gemacht. Da kann so viel schiefgehen.

Hat sich die Bedeutung von Attraktivität seit Ihrer ersten Operation verändert? Es ist schlimmer geworden. Ich bin 36, und die Leute reagieren krass auf mein Alter. So schwachsinnige Kom-

mentare wie „Ab 30 ist es vorbei mit der Fruchtbarkeit“. Unter diesem Schönheitswahn leiden ja auch Jungs. 14-Jährige, die jeden Tag trainieren. Die steroidähnliche Substanzen in viel zu hohen Dosen nehmen. Früher haben die Fußball gespielt, jetzt pumpen die sich kaputt.

Spielt Mobbing dabei auch eine Rolle? Eine große. Mein Partner hatte als Junge Segelohren. Er war dankbar, dass er sie mit 14 operativ anlegen lassen konnte: Damit endete auch das Mobbing. Mich hat das auch in die OPs getrieben, weil ich dachte: Du musst dein Aussehen anpassen, damit du geliebt wirst. Komplett falsch. Wenn ich mich auf Social Media umschaue, bin ich eher gelangweilt. Alles sieht gleich aus.

In Ihren Videos sagen Sie, der Glow-up starte „von innen“. Was genau meinen Sie damit? Jeder von uns kennt Personen, die wir vielleicht nicht schön nennen würden, die aber selbstsicher und smart sind, die eine Ausstrahlung haben! Ich habe 15 Jahre damit verbracht, über mein Aussehen nachzudenken. Hätte ich stattdessen ein Instrument gelernt oder – ich bin Halbtürkin – vielleicht mal Türkisch, dann hätte ich heute deutlich mehr, das mich einzigartig macht.

Hilft das gegen den Drang, sich ständig optimieren zu wollen? Ja. Lernt eine Sprache. Oder ein Instrument. Lest ein Buch. Geht tanzen. Geht ins Freibad und schaut euch echte Leute an. Scheißegal, ob ihr Cellulite habt oder dürre Ärmchen oder einen Bauch. Habt Spaß am Leben.

Hatten Sie es als Streamerin eigentlich leichter wegen Ihres Aussehens? Nicht unbedingt. Dadurch wurde ich eher sexualisiert. Je weniger mich gekümmert hat, wie ich aussehe, desto besser lief es. Heute fühle ich mich wohl wie nie. Die meisten Likes bekommen heute die Posts, in denen ich verrätzt auf der Couch liege.

Ein Blick in die Geschichte des Spiegels

Spiegel ohne Glas
3.000 vor Christus fertigen Menschen in Mesopotamien und im alten Ägypten schon Handspiegel: Scheiben aus Kupfer oder Bronze werden so lange poliert, bis sie spiegeln.

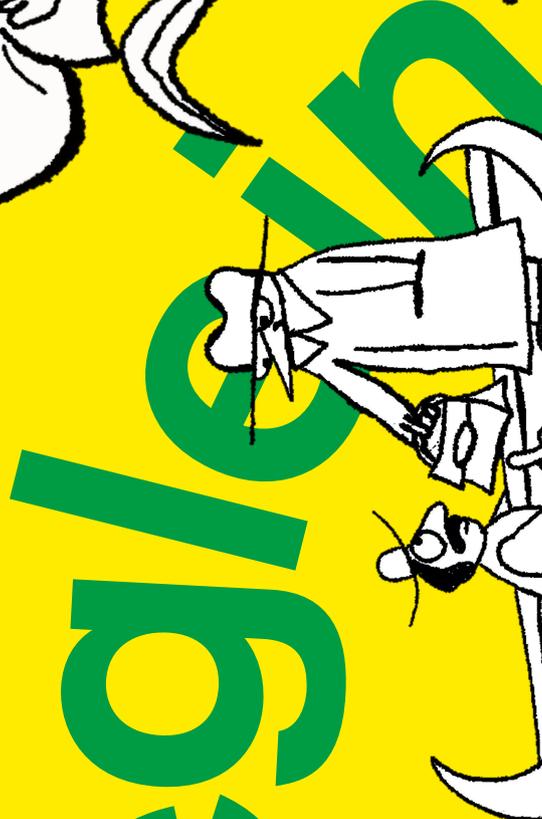
Die Verwandlung
In den „Metamorphosen“ des römischen Dichters Ovid verliebt sich Narziss in sein eigenes Spiegelbild im Wasser – und geht daran zugrunde: Vor lauter Eitelkeit verwandelt er sich in eine Blume. Ovids Werk hat großen Einfluss auf die Literatur des Mittelalters und der Neuzeit. Später greift die Psychoanalyse den Narzissmus als Konzept auf.



Von Märchen bis Netflix
Auch in Geschichten und Märchen sind Spiegel mehr als Alltagsgegenstände. In „Schneewittchen“ sagt einer die Wahrheit, auch wenn die der bösen Königin nicht gefällt, in „Harry Potter“ zeigt der Spiegel Nerhegeb die sehnlichsten Wünsche – Ron Weasley sieht sich als Held, Harry seine verstorbenen Eltern –, und der Titel der dystopischen Serie „Black Mirror“ spielt auf den schwarzen Handybildschirm an.



Die ersten Selfies
Über alle Jahrhunderte und Kontinente nutzen Künstlerinnen und Künstler Spiegel, um sich zu porträtieren. Rembrandt kreiert so mehr als 80 Selbstporträts, und als Frida Kahlo nach einem Unfall bettlägerig ist, nutzt sie Spiegel, um sich weiter malen zu können.



Royaler Glanz
Sich ganz anzuschauen war bis ins 19. Jahrhundert ein Privileg: Standspiegel waren teuer und nur an Höfen und in Adelshäusern verbreitet. Dann zieht der Psyche, ein drehbarer Standspiegel, auch in bürgerliche Haushalte ein. Der Name kommt vom altgriechischen Begriff für „Seele“.

Spiegel-Spione
Die prunkvollsten Spiegel kommen lange aus Venedig. Ihre Herstellung (mit Zinnfolie und flüssigem Quecksilber) hüten die Glasmacher der Insel Murano wie ein Geheimnis. Im 17. Jahrhundert schickt der französische Finanzminister Colbert Agenten abzuwerben. Durch diese Industriespionage kann Frankreich großflächige Spiegel produzieren, etwa für den Spiegelsaal im Schloss Versailles.

Trauerpause
Nach dem Tod eines Angehörigen werden in vielen jüdischen Haushalten die Spiegel verhängt. In der Schiwa, der siebentägigen Trauerzeit, gilt Eitelkeit als unangebracht. Früher war dieser Brauch auch in anderen Religionen verbreitet. Dahinter steckte der Aberglaube, der Spiegel könne die Seele gefangen nehmen oder weitere Tote ankündigen.





Von der Stange
Vorläufer des Selfiesticks gibt es seit
den 1980er-Jahren, aber durch Social Media und
bessere Handycameras verlängert der Stick ab 2014
Millionen Arme. Das „Time Magazine“ kürt ihn zu
einer der 25 besten Erfindungen des Jahres. Der Hype
ist bald vorbei, heute sind die Sticks an vielen
Touri-Hotspots verboten - aus Sicherheitsgründen
oder weil sie andere Reisende stören.

Innenansichten
In den Körper blicken, ohne ihn aufschneiden
zu müssen: In der Medizin waren Spiegel eine
Revolution. 1868 schaut der Freiburger Arzt Adolf
Kußmaul mit einem spiegelnden Metallrohr in einen
Schwertschlucker: die erste Megenspiegelung.
Danach fand Kußmaul nie wieder einen Freiwilligen.
Heute übernehmen solche Eingriffe
flexible Kameras und LED-Lichter.

Schaut euch nur an
Neue Techniken wie das Floatverfahren
ermöglichen es im 20. Jahrhundert,
Spiegel massenweise zu produzieren.
Schminktische und Schränke mit
Spiegelfront stehen nun auch in
Arbeiterhaushalten. Der Blick auf
den Körper gehört nicht länger
Fotografen und Malerinnen.

Gesicht zeigen
Stativ, Aufzugspiegel, Selbstauslöser:
Das eigene Gesicht zu fotografieren
war lange gar nicht so leicht. Bis um
das Jahr 2000 gleich mehrere Handys
mit Frontkamera auf den Markt kommen.
Eigentlich für geschäftliche Video-
telefonate gedacht, lösen sie
die Spiegelfotos ab - und läuten
das Selfie-Zeitalter ein.

Das gläserne Ich
Heute interessiert sich auch künstliche
Intelligenz für unser Abbild. In 360-Grad-Spiegel
lässt sich Kleidung online anprobieren, KI-Spiegel
sollen unsere Laune analysieren, Work-outs optimieren
und personalisierte Skincare-Tipps geben.

Text: Alina Schneider
Illustration: Moritz Oberberger

Diese entsetzliche Lücke



Acht Zentimeter bis ins Glück?
Ezequiel lässt sich die Beine brechen,
um zu wachsen



Ezequiel Martínez nähert sich seinem Traum, einen Millimeter am Tag. Alle sechs Stunden steckt er einen Inbuschlüssel in die Metallgestelle, die aus seinen Beinen ragen, und dreht ihn um 90 Grad. So streckt er die beiden Nägel, die ihm in die Oberschenkelknochen eingesetzt wurden. Langwierig ist dieser Traum, schmerzhaft und teuer. Aber Ezequiel will acht Zentimeter wachsen. Damit er sich „endlich vollständig“ fühlt, wie er sagt. Oder besser: wie er hofft.

„Wanna Be Taller“ heißt die Agentur in Istanbul, die diese Hoffnung schürt. Zusammen mit Privatkliniken führt sie nach eigenen Angaben jährlich rund 85 kosmetische Beinverlängerungen

durch. Männer und ein paar weniger Frauen aus Deutschland, Saudi-Arabien, China oder den USA reisen für den Eingriff weit an den Stadtrand der europäischen Seite Istanbuls, wo normalerweise kein Tourist zu sehen ist.



Für den Eingriff hat Ezequiel seinen Audi verkauft

Vier Tage nach der Operation wurde Ezequiel in ein Hotel verlegt. Es wird sein Zuhause für die ersten drei Monate der Heilung. Er wartet im Rollstuhl in der Lobby, trägt Jogginghose und Tribal-Tattoo am Oberarm. Wundversorgung und Physiotherapie stehen an, direkt im Hotel. Gehört alles zum All-inclusive-Paket, das die Agentur anbietet. Auf der Physiotherapieliege desinfiziert eine Krankenschwester die Einstichstellen. Sie windet das getränkte Tuch um die Metallstäbe, während Ezequiel erzählt, warum er jetzt, mit 41 Jahren, so dringend eine Kreditkartenlänge größer werden will.

In der Schule sei er lange der Größte gewesen. Aber bei 1,73 Meter war Schluss. Drei Zentimeter unter der männlichen Durchschnittsgröße in Spanien, wo Ezequiel in Barcelona aufwächst. Nicht dramatisch, würde man denken. Aber es habe sich wie ein Fehler im Gen-Bauplan angefühlt: Sein Vater und sein Großvater sind fast zehn Zentimeter größer.

Seine Familie mache sich wegen der Operation Sorgen, sagt Ezequiel. Sie hätten ihm immer versichert, er sei richtig so, wie er ist. Er habe tolle Freunde, auch mit den Frauen laufe es gut. „Nur ich habe mir Druck gemacht.“ Mit 20 informierte er sich zum ersten Mal über Beinverlängerungen. Aber die Methoden wirkten zu rabiat, zu unausgereift.

Als er mit 31 nach Polen zog, wurde die Stimme in seinem Kopf lauter. „Größendysphorie“ nennt er das Gefühl, dass seine Körpergröße nicht zu ihm passt. Ein klinisch anerkannter Begriff ist das nicht, er fällt vor allem auf den Webseiten der Privatkliniken. Dass viele Polen noch größer waren, machte ihm zu schaffen. Die Sprachschule, die er dort eröffnet hat, lief gut. Doch je erfolgreicher sein Unternehmen, desto weniger fühlte sich Ezequiel in der Lage, seinen Erfolg auch auszustrahlen. Saloppe Kommentare von Sprachschülern („Dich hab ich mir größer vorgestellt“) nagten für Wochen an ihm. In der Supermarktschlange verglich er sich mit anderen Wartenden, in Clubs ging er mit Plateauschuhen, und selbst allein zu Hause kreisten seine Gedanken um das Leben, das er führen würde, wäre er doch nur ein bisschen größer. Über eine Therapie habe er nie ernsthaft nachgedacht. „Ich wusste ja, wo mein Problem liegt“, sagt Ezequiel und hält seine Hand flach über seinen Scheitel.

Den Tiefpunkt erreichte Ezequiel 2021. Unter einem Vorwand verlässt er seine Freundin: Sie ist drei Zentimeter größer als er. Er schämt sich zu sehr, um ihr die Wahrheit zu sagen. Kurz darauf informierte er sich erneut über Beinverlängerungen – und landete bei „Wanna Be Taller“. Im Dezember 2024 reiste er zum ersten Mal nach Istanbul.

Size matters. Ob wir wollen oder nicht. Große Menschen sind beruflich erfolgreicher, wohlhabender und werden als attraktiver wahrgenommen. Geschlechterrollen und Beziehungen mögen sich verändert haben, aber das Ideal vom großen Mann ist hartnäckig: Laut einer Parship-Studie kommt für jede zweite heterosexuelle Frau ein kleinerer Partner nicht infrage, drei Viertel fühlen sich von einem Größeren an ihrer Seite beschützt. Umgekehrt geben Männer beim Onlinedating gerne ein paar Zentimeter mehr an. Der sogenannte Napoleon-Komplex – also die Vorstellung, kleinere Männer kompensierten ihre Körpergröße mit Dominanz oder auffälligen Statussymbolen – ist im Sprachgebrauch verbreitet, wissenschaftlich aber nicht belegt. Wobei ohnehin längst bekannt ist: Mit seinen 1,68 Metern galt Napoleon für seine Zeit keineswegs als klein.

40 Autominuten vom Hotel liegt die Klinik, in der Ezequiel operiert wurde. Ein gläserner Hochhausklotz, der zwischen Malls und Wohnsiedlungen sitzt. Yunus Öç, der behandelnde Chirurg, empfängt in seinem Büro. In dem fällt zuerst die Pappwand auf, mit Messskala für Vorher-nachher-Fotos. 250 kosmetische Beinverlängerungen habe er in den vergangenen drei Jahren durchgeführt, sagt Öç. Seit Kurzem biete die Klinik auch Beinverkürzungen an. „Dafür kommen vor allem große Frauen.“

Öç hat die Hände gefaltet, Beratungshaltung. Seine Patientinnen und Patienten kommen aus aller Welt. Besonders häufig seien Migrationsgeschichten: Männer, die in ihrer Heimat durchschnittlich groß sind, im neuen Land aber von allen überragt werden. Männer, die gemobbt werden, ihren Misserfolg in der Liebe mit ihrer Körpergröße verknüpfen oder sich, so wie Ezequiel Martínez, im Job nicht ernst genommen fühlen.



Zum Psychologen schicke er Patienten nur, wenn er einen konkreten Anlass sieht, sagt Öç. „Depressionen oder Angststörungen haben aber eigentlich alle, die zu mir kommen.“

Aber wie lässt er einen ausgewachsenen Mann weiterwachsen? An Ezequiel's Ultraschallbild erklärt Öç die gängigste Verlängerungsmethode. Dabei werde der Oberschenkelknochen minimalinvasiv durchtrennt, um einen ausziehbaren Titannagel in den Knochenmarkraum einzuführen. Und außen am Schenkel eine Haltevorrichtung angebracht. Die ist über Schrauben durch die Haut mit dem Nagel verbunden – mit diesem sogenannten Fixateur kann der Nagel später von außen millimeterweise verlängert werden. „Knochen, Muskeln und Gewebe passen sich dem Wachstum an“, sagt Öç.

Mit der Operation sind maximal zehneinhalb Zentimeter drin. Bis zu 17,5 Zentimeter, macht man später noch die Unterschenkel. Ezequiel hätte gerne das Maximum rausgeholt, aber Öç entscheidet von Fall zu Fall, je nach Knochenqualität und Körperproportionen. Nach zwei bis drei Monaten ist die Wunschgröße erreicht, dann werden die Nägel blockiert und die Fixateure entfernt.

Der Schönheitstourismus boomt in der Türkei. Beinverlängerungen, Haare, Zähne, Brüste: Für jeden ästhetischen Eingriff gibt es spezialisierte Kliniken im Land. 2019 kamen gut 700.000 Patientinnen und Patienten, 2024 bereits mehr als doppelt so viele. Gegen die Türkei sprechen laut Patientenberichten: die Sprachbarrieren, die teils komplizierte Recherche nach qualifizierten Ärzten und dass die oft Patientinnen und Patienten operieren, die sie zum ersten Mal sehen. Für die Türkei sprechen laut einer Patientenumfrage: die Kosten, die einfache Anreise und die Qualität von Kliniken und Fachpersonal. In Deutschland bieten nur wenige Zentren kosmetische Beinverlängerungen an. Die Kosten für die Operation beginnen hier bei etwa 60.000 Euro. Ezequiel Martínez hat in der Türkei weniger als die Hälfte gezahlt, für den Eingriff und die wochenlangen Nachbehandlungen.

„Ich sage meinen Patienten, dass die Heilung lang und schmerzhaft ist – bis zu einem Jahr“, sagt Öç. Dann seien die Knochen verwachsen. Anfragen von Patienten mit Vorerkrankungen lehne er kategorisch ab, Leistungssportler auch. Man könne auf verlängerten Beinen zwar wieder Sport treiben, aber nie wieder so wie zuvor. Wer raucht, die Physiotherapie vernachlässigt oder keine regelmäßigen Röntgen-

bilder schickt, gefährde die Heilung. „Ein Patient hat keine Kontrollbilder geschickt, ist trotz Schmerzen weitergelaufen. Da ist der Nagel gebrochen, und wir mussten erneut operieren.“

Auch wenn alles beachtet wird, können Komplikationen auftreten. Patienten berichten



Durchschnittsgrößen von Männern:

Türkei 1,76 m

Spanien 1,76 m

USA 1,77 m

Deutschland 1,80 m

öffentlich von Fehlstellungen, von steifen Knie- oder Sprunggelenken, von Krankenhauskeimen, gegen die Antibiotika nicht helfen, und psychischen Problemen, weil die OP ihre Probleme nicht gelöst hat. Oder von Monaten im Rollstuhl, weil

sie nach dem Eingriff gar nicht mehr laufen können.

In den Stunden nach der Operation habe er gezweifelt, ob der Eingriff richtig war, sagt Ezequiel. „Ich wusste, dass es wehtun würde. Aber die Schmerzen waren wirklich unerträglich“, sagt er. Mitleid wolle er nicht, zumal er jetzt Fortschritte macht. Viele Männer verheimlichen, dass sie sich wegen ihrer Größe schämen und sich die Beine strecken lassen. Auch deshalb zeigt Ezequiel seine Genesung auf einem Youtube-Kanal.

Die Videos zeigen seine ersten Schritte mit Gehhilfe oder wie er mit bandagierten Beinen den Bizeps trainiert. Später will Ezequiel noch das Video hochladen, auf dem er an Tag sechs zum ersten Mal ein paar Treppenstufen bewältigt hat. Seine Oberarme zittern, als er sich am Geländer hochzieht, der Atem geht stoßweise. Unterlegt sind die Videos mit aufpeitschenden Liedern oder Motivationssprüchen sonorer Männerstimmen, die predigen, dass der Weg zum Erfolg durch den Schmerz führe. Dabei finde er die Vorstellung, Körpergröße mache männlicher, eigentlich problematisch, sagt Ezequiel. „Ein kleiner Mann kann genauso ein richtiger Mann sein. Wenn er ein guter Mensch ist, ein guter Vater, sich um andere kümmert.“ Es ärgere ihn, dass der Eingriff oft mit Maskulinisierungsgerede oder rein kosmetisch beworben werde. „Mir geht es nicht um Ästhetik“, sagt er und tippt sich an die Schläfe. „Mir geht es um das hier.“

In drei Monaten wird Ezequiel die Fixateure los sein und zurück nach Spanien fliegen, wo er inzwischen wieder lebt. Er ist vorsorglich in eine Wohnung im Erdgeschoss umgezogen und freut sich darauf, wieder unter Menschen zu kommen. Die Selbstzweifel, hofft er, werden dann verschwunden sein.



Sie sind, was
Frauen nicht sein
sollen: hässlich,
unabhängig,
mächtig. Weltweit
entdecken
Aktivistinnen
die Hexe deshalb
als Protest-
symbol

Macker weghexen.
Oder vom Board
schubsen: die Brujas
aus New York

Boss
Witch



Falter Nr. 96, Thema: Schönheit

„Take back the night“, steht auf einem Plakat in Berlin-Kreuzberg. Seit Jahren treffen sich am Abend des 30. April ein paar Tausend Demonstrantinnen, um sich in der Walpurgisnacht zu verbünden – unter anderem gegen sexualisierte und häusliche Gewalt, für bezahlte Care-Arbeit und mehr Frauenhausplätze. Es geht rau zu, die Demos gelten als radikal.

In Frankreich sorgte ab 2017 die militant-feministische Gruppe „Witch Bloc Paname“ für Trubel. In schwarzen Gewändern, mit spitzen Hüten und radikalen Parolen („Macron in den Kessel“) demonstrierten sie etwa gegen eine Reform des Arbeitsrechts, die den Arbeitgebern Kündigungen erleichtern und den Einfluss von Gewerkschaften beschränken sollte. In weiteren französischen Städten gründeten sich nach ihrem Vorbild Frauengruppen, die in Hexenkostümen demonstrierten.

Durch New York rollen die Brujas, ein Skaterinnenkollektiv. Sie verkleiden sich nicht, berufen sich aber auf Spiritualismus, alternative Heilmethoden und das Prinzip der Schwesternschaft. Mit ihrem Streetwearlabel, Workshops und Partys stellen sie sich gegen Kapitalismus, Gentrifizierung und das Patriarchat: Der Name Brujas – Spanisch für Hexen – ist von einem älteren Video geliehen, in dem Frauen nach-

stellen, wie sie Männer von ihren Skateboards stoßen.

Die Hexen sind zurück. Diesmal nicht auf Besen, sondern als Protestsymbol auf Demos und „WitchTok“, in Magazinen und Büchern. Das ist kein Zufall: Zwischen der Geschichte der Hexenverfolgungen und den Kämpfen heutiger Feministinnen gibt es viele Verbindungen.

Ein kurzer Blick in die Geschichte: Erzählungen von Frauen mit überirdischen und zerstörerischen Kräften gibt es seit Urzeiten. Die Jagd auf sogenannte Hexen begann aber nicht, wie oft vermutet, im dunklen Mittelalter, sondern im Übergang zur frühen Neuzeit. Ab dem späten 14. Jahrhundert wurden vor allem Angehörige neuer Glaubensgemeinschaften dämonisiert. Ihren Höhepunkt er-

reichten die Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert. Einer Epoche des Umbruchs, in der die Wissenschaft und der aufkommende Protestantismus die westliche Welt neu ordneten. Kriege, religiöse Konflikte und Ernteauffälle sorgten in Europa für Angst. Die ließ sich mit Sündenböcken besser ertragen. Gejagt und hingerichtet wurden Männer, Kinder, vor allem aber alte und alleinstehende Frauen. Wie viele Menschen ermordet wurden, ist unklar. Laut Schätzungen waren es bis zu 100.000, etwa 80 Prozent Frauen. Die Hexenverfolgung war die größte Massentötung in der europäischen Geschichte, die nicht durch einen Krieg verursacht wurde.

Die Abwertung von Frauen, die nicht die gesellschaftlichen Normen erfüllen, hält an. Etwa wenn sie keine Kinder oder Partner haben, älter, nicht normschön oder sexuell freizügig sind. Der heutige US-Vizepräsident JD Vance schimpfte im Wahlkampf auf die „childless cat lady“ Kamala Harris von den Demokraten, ihre Vorgängerin Hillary Clinton beschimpften Kritiker 2016 direkt als „Hexe“.

Die Katze ist ein typisches Accessoire von Hexen, die uns in Märchen als bössartige alte Schachteln mit Warze und Buckel begegnen – als krasser Gegenentwurf also zum Archetyp der unschuldigen, mädchenhaften, leicht kontrollierbaren Frau. Oder sie tauchen als verführerische Femmes fatales auf, die ihr wahres Wesen erst zeigen, wenn sie den Helden der Geschichte um den Finger gewickelt haben. Beide Figuren vereint die Macht, mit der sie patriarchale Strukturen infrage stellen, ganz im Gegensatz zu anderen weiblichen Figuren wie der Mutter oder Jungfrau.

Die Hexenverfolgungen sind längst nicht überall vorbei: In Ghana, Tansania, Indien, Papua-Neuguinea und mehr als 40 weiteren Ländern werden Frauen der Hexerei beschuldigt, vertrieben und ermordet. Sicher sind unabhängige Frauen auch in westlichen Ländern nicht, wie die weitverbreiteten Morde an Frauen zeigen, die ihren Partner oder ihre Familie verlassen wollen.

Die Geschichte der Hexe als moderne Protestfigur begann 1968. In New York brüllte an Halloween eine Gruppe in Hexenkostümen auf der Wall Street gegen Kapitalismus und Patriarchat an. Sie nannten sich W.I.T.C.H. (Women's International Terrorist Conspiracy from Hell). Überall in den USA und sogar in Japan entstanden Ableger. Die sorgten mit Guerillaaktionen an Universitäten und auf Hochzeitsmessen für Aufruhr, wo sie feministische Flugblätter verteilten oder weiße Mäuse freiließen. Sie verhexten öffentlich US-Präsident Nixon und störten Senatsanhörungen, indem sie Redner mit Antibabypillen bewarfen. In Frankreich erschien bis 1982 die Zeitschrift „Sorcières“ (Französisch für „Hexen“), in der Intellektuelle wie Marguerite Duras oder Julia Kristeva feministische Debatten führten. Und auch in Deutschland kam die Hexe in den 1970er-Jahren zurück, besonders in queeren Kreisen: In der 1975 gegründeten Kreuzberger Kneipe „Blockberg“ trafen sich Lesben zum politischen Austausch.

Und heute? Ist wieder eine Zeit der Umbrüche, der Kriege, globalen Krisen und des Rechtsrucks. Da verwundert es kaum, dass die Hexe als feministische Figur wiederentdeckt wird. Ob in Paris, New York oder Berlin – überall geht es dabei auch um die Aneignung des Wortes. Aus einem Schimpfwort wird eine kraftvolle Selbstbezeichnung. Witches sind die neuen Bitches.





BRUTAL

Vom Ufer der Save blickt Ljubica Slavković auf ein Betongebirge. Die Sava-Blocks sind graue, massive Wohntürme, streng rechteckig, fast militärisch aufgereiht und so hoch, dass Slavković davor winzig wirkt. Als schön würden Neu-Belgrad, ein Viertel westlich des Zentrums der serbischen Hauptstadt, wohl nur wenige bezeichnen.

Wobei alle anderen erst mal eine Frage beantworten müssten: Was ist schöne Architektur? Gebäude, die großzügig geschnitten sind? Lichtdurchflutet und reich verziert? Die von allen genutzt werden können? Günstig gebaut sind? Oder in einer Bauweise, die sich der Klimakrise anpasst? Für Ljubica Slavković, 40, Architektin und Urbanistin, ist schöne Architektur eine, die gesellschaftliche Ziele hat. „Im Fall Neu-Belgrads war das die Schaffung von Wohnraum“, sagt Slavković.

Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Jugoslawiens Städte nicht nur wiederaufgebaut werden, sondern auch Platz schaffen für eine neue Industriearbeiter-

schaft, die zu Millionen vom Land in die Städte abwanderte. Neu-Belgrad stand auf Sumpfgebiet, das innerhalb weniger Jahrzehnte zum Zuhause von 200.000 Menschen wurde. Beton war günstig. Und damit der Wohnungsbau schnell voranging, wurden die Bauteile in Fabriken vorgefertigt und auf den Baustellen nur mehr zusammengesetzt. „So entstanden die Wiederholung und Gleichförmigkeit, die für die Architektur der jugoslawischen Moderne so typisch sind“, sagt Slavković.

Sie zeigt auf die Gebäude vor sich. Wie kopiert reihen sich eckige Wohntürme aus hellgrauem Beton und roten Ziegeln aneinander. „Block 70“, sagt Slavković. Die 72 Wohnblocks von Neu-Belgrad sind nach dem Jahr ihrer Fertigstellung nummeriert.

Seine simplen geometrischen Formen hatte sich der „Jugomodernismus“, wie er hier genannt wird, vom westeuropäischen Brutalismus abgeschaut. Der kam in den 1950er-Jahren auf, geprägt von Architekten wie Le Corbusier

in Frankreich oder Alison und Peter Smithson in Großbritannien. Der Begriff Brutalismus zielt – anders als oft angenommen – nicht auf schroffe Fassaden, sondern auf die französische Bezeichnung für Sichtbeton, *béton brut*. Baumaterialien wurden weder verkleidet noch verputzt oder bemalt. Auch Betonträger, Rohre, Lüftungsschächte oder Stützelemente blieben sichtbar.



In Jugoslawien sollte in solchen Betonmonstern eine besonders schöne Gesellschaft leben. Wie viel ist davon übrig? Ein Besuch in Neu-Belgrad



SCHÖN





Jugomodernistisch wurden nicht nur Wohnbatterien errichtet, sondern auch Wahrzeichen wie der Kula Geneks

An dieser baulichen Transparenz orientierten sich später einige Länder, die noch nach ihrer Identität suchten. Israel,

aber auch Indien, Senegal und Sudan, die eigene brutalistische Architekturelemente zum Nation Building nutzten. Und eben Jugoslawien, als es sich 1948 von der Sowjetunion abwandte – und von ihren pompösen stalinistischen Wolkenkratzern. Der junge Staat wollte eine neue sozialistische Gesellschaft. Und Gebäude bauen, die ihr entsprechen. „Architektur war in Jugoslawien ein durch und durch politisches Projekt“, sagt Slavković. Neue Städte sollten neue Menschen formen: gemeinschaftlich, aber selbstständig; gebildet, aber nicht abgehoben. Ist das gelungen?

Ja und nein, findet Ivan Božanić. Der 39-Jährige, der an einem Belgrader Gericht arbeitet, hat fast sein ganzes Leben in den Bežanija-Blocks verbracht. „Das soziale Leben hat hier immer floriert“, sagt er.

Und wirklich: Im Innenhof hat sein Block 63 Dorfcharakter. Statt Autos fahren Rasenmäher über die Wiesen, Baumkronen werfen Schatten, ein paar Kinder spielen Basketball, zwei ältere

Herren Schach. Im Block sind Lebensmittelgeschäfte untergebracht, mehrere Cafés, Zahnärzte, Friseursalons, Wettbüros, eine Fahrschule und ein Taekwondo-Club. Ein Block wie eine Stadt, ein Gebäude als Sozialmaschine.

Aber nicht all seine Versprechen konnte der jugoslawische Wohnbau einlösen. Oft reichte das Geld nicht, vor allem nachdem der sozialistische Staat in den 1980er-Jahren in eine Schuldenkrise geriet und seine Ausgaben auf Anordnung internationaler Geldgeber kürzen musste. Auch im Wohnbau. In Neu-Belgrad wurden viele

der geplanten Freizeiteinrichtungen, Kinos, Theater und Kulturzentren nie gebaut, erinnert sich Božanić. „Uns war oft schrecklich langweilig.“ Bis heute muss die Jugend Neu-Belgrads zum Feiern ins Stadtzentrum oder zu den Partyflößen an Save und Donau fahren. Eine Zeit lang wurde die ehemalige Wohnutopie Neu-Belgrad nur „großer Schlafsaal“ genannt. Das Viertel stand am Rand. „Daraus hat sich aber auch ein gewisser Stolz entwickelt“, meint Božanić. Vom Lokalpatriotismus erzählen viele Graffitis – und Rapsongs. „Mit der Crew aus dem Block bis ins Grab“, heißt es in einem Track der Neu-Belgrader Crew Fuck the Pigs.



Der Stolz ist auch gewachsen, weil Neu-Belgrad als Gleichmacher funktioniert habe, sagt Božanić. „In unserem Block gab es alles, von Arbeiterinnen über Ärztinnen bis zu Ministern.“ In der Praxis wurden Sozialwohnungen zwar oft an die Eliten aus Politik und Wirtschaft vergeben. Aber anders als westliche Sozialsiedlungen wie die Pariser Banlieues sei der Massenwohnungsbau in Neu-Belgrad eben nicht nur für Geringverdienende gedacht gewesen, erklärt Ljubica Slavković. „Es gab weder Luxus- noch Substandardwohnungen, keine besonders teuren und keine billigen Viertel.“ Und nicht mal eine Miete: Eine Wohnung bezog man über seinen Arbeitgeber – und zahlte dafür vier bis zehn Prozent seines Gehalts in einen Wohnbaufonds ein.

Das ist heute anders: Nach dem Zerfall Jugoslawiens in den 1990er-Jahren wurden fast alle Wohnungen in Neu-Belgrad privatisiert. Um die Instandhaltung der jugomodernistischen Gebäude kümmert sich kaum noch jemand. Die Fassaden bröckeln, während brutalistische Architektur international große Anerkennung erfährt. In Feeds und Blogs wird der Brutalismus gefeiert, Verlage bringen betonschwere Coffee Table Books heraus, und Modelle des Blocks 23 aus Neu-Belgrad haben es sogar in das New Yorker MoMA geschafft.

Weil die Ressourcen schwinden, das Bauen für einen Großteil der menschengemachten Klimakrise verantwortlich ist und sich immer weniger Einheimische das Leben in der Hauptstadt leisten können, sollte sich die Abrissbirne verbieten. Aber in Belgrad gehen die Mietpreise durch die Decke und locken Investoren aus aller Welt an. Für den Bauboom müssen historische Bauten dran glauben, auch jugomodernistische Wahrzeichen sind bedroht. Dagegen regt sich Widerstand: Bürgerinitiativen wehren sich gegen „urbanistische Verbrechen“ in ihrer Nachbarschaft. Ljubica Slavković hat vor vier Jahren die „Nova planska praksa“ mitgegründet, eine zivilgesellschaftliche Organisation für mehr Mitsprache in der Stadtplanung. Es gebe keinen politischen Willen, das architektonische Erbe der Stadt zu schützen, sagt sie. „Dann muss das eben die Zivilgesellschaft erkämpfen.“

Frida Kahlo gegen Depressionen? Oder Egon Schiele, um dem Burn-out vorzubeugen? Kunst ist schön anzusehen – und kann heilsam sein. Studien zeigen, dass Kulturerlebnisse Einsamkeit verringern, Bluthochdruck senken oder gesunden Schlaf fördern können. In einigen Ländern verschreiben Ärztinnen und Ärzte deshalb Museumsbesuche. Kanada testete das als eines der ersten Länder: Schon 2018 stellten sie dort Freikarten für das

Montrealer Museum der Schönen Künste aus, das mittlerweile sogar eine eigene Direktorin für Education and Wellness hat. Ähnliche Angebote gibt es in Großbritannien, Frankreich, Belgien und der Schweiz. In Deutschland laufen Pilotprojekte. In Bremen können psychisch Belastete Zeichenkurse besuchen oder Improtheater spielen, und das Berliner Bode-Museum kooperiert mit Krisendiensten, um Suizidgefährdeten zu helfen. *Alina Schneider*

Die schönsten
Künste

Operation Seele



Text: Marta Popowska

Für eine neue Nase nahm Joseph auch mal Haut vom Arm. Damit die anwachsen konnte, liefen Patienten mit so einem Gips herum

Im Jahr 1916 sucht ein junger Leutnant den Chirurgen Dr. Jacques Joseph in Berlin auf. Er heißt Karl Hasbach und hat keine Nase mehr.

Der Erste Weltkrieg konfrontiert die Gesellschaft mit Gesichtern, wie es sie bis dahin nicht gegeben hat. Durch den jahrelangen Stellungskrieg und die gleichzeitig bessere medizinische Versorgung kehren Hunderttausende Soldaten nach Deutschland zurück: als Überlebende, aber schwer entstellt. Karl Hasbach hat ein Granatsplitter die Nase und den Oberkiefer zertrümmert. In 19 Operationen heilen die Ärzte seine Wunden. Aber sie sind nicht in der Lage, seine Nase zu rekonstruieren. Das ist die Stunde von Jacques Joseph.

In mehreren Eingriffen formt er Hasbach aus Haut aus seiner Stirn, Ohrknorpel und Knochenstücken aus dem Schienbein eine neue Nase. Hasbach hatte kurz vor seiner Einberufung sein Staatsexamen abgelegt und promoviert. Später schreibt Hasbach, Joseph habe „es ermöglicht, dass

ich meinen Beruf als Mathematik- und Physiklehrer voll und mit viel Freude viele Jahre ausüben konnte“.

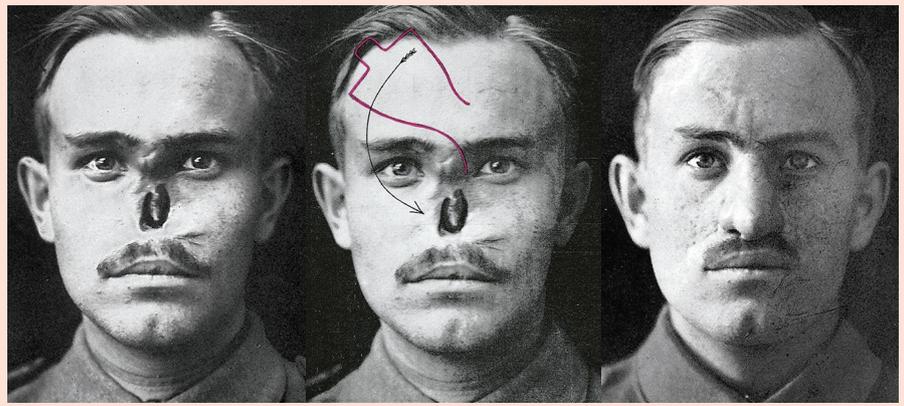
1865 kommt Jakob Lewin Joseph als Sohn eines Rabbiners im ostpreußischen Königsberg zur Welt. Er studiert Medizin in Berlin und legt seinen jüdischen Vornamen ab. Joseph tritt eine

Stelle als Assistent an der renommierten Berliner Chirurgisch-Orthopädischen Universitätsklinik bei Professor Julius Wolff an, einem Pionier der orthopädischen Chirurgie. Er heiratet eine junge Frau aus der Oberschicht, alles deutet auf eine große Karriere hin. Bis Joseph selbst alles aufs Spiel setzt.

Schon während seiner Facharztausbildung interessiert er sich für plastische Gesichtschirurgie, die sich dank neuer und sicherer Operationstechniken rasant entwickelt. 1896 steht eine Mutter mit ihrem zehnjährigen Sohn in Josephs Sprechzimmer: Das Kind werde wegen seiner großen, abstehenden Ohren gehänselt und wolle nicht mehr in die Schule gehen. Joseph lehnt die Behandlung ab: Körperlich ist das Kind gesund, unter den Ohren leidet nur die Psyche. Und Operationen aus rein kosmetischen Gründen gelten als „unärztlich“.

Ein paar Tage später besinnt sich Joseph – und will helfen. Ohne Professor Wolff zu informieren, verkleinert er dem Jungen die Ohren und legt sie an. Er hat diesen Eingriff nie zuvor durchgeführt. Aber er gelingt. Seine Kollegen feiern Joseph, Wolff schmeißt ihn raus. Seine Hochschulkarriere ist dahin.

Joseph eröffnet eine eigene Praxis. Seine erste Rhinoplastik, wie die Nasenkorrektur in der Fachsprache heißt, führt er 1898 an einem jungen Mann durch. Er hat von Josephs Ohrenkorrektur gehört und hofft, der Chirurg könne seine



Nase verkleinern, die „ein beträchtliches Ärgernis darstellte“, wie Joseph notiert. „Wo immer er hinkam, wurde er von allen angestarrt; oft war er Ziel von Bemerkungen und spöttischen Gesten, wodurch er melancholisch wurde.“ Joseph übt den Eingriff zuerst an einem Leichnam. Die Nasenkorrektur am nächsten Tag glückt.

Karl Hasbach vor und nach der Behandlung durch den „Nasenjoseph“

All diese Operationen – ob an den Ohren des Schülers, Josephs erste Rhinoplastik oder die an Hasbachs Gesicht – ebneten einer Disziplin den Weg, die man heute Schönheitschirurgie nennt. Joseph geht es dabei nicht darum, einen kranken Körper zu behandeln. Sondern darum, einen Körper zu verändern, der gesellschaftlich nicht akzeptiert ist und deswegen als Belastung wahrgenommen wird. Das „Hauptziel der plastischen Gesichtsoption“, schreibt er in einem Lehrbuch, sei es gewesen, die „psychische Depression des Patienten zu heilen“.

In den folgenden Jahren operiert Joseph so viel, dass man ihn in Berlin den „Nasenjoseph“ nennt. Er modelliert Knochen aus Elfenbein, erfindet Operationstechniken, die keine Narben hinterlassen, und Instrumente, die bis heute verwendet werden. Außerdem definiert er den angeblich idealen Profilwinkel für Nasen: 30 Grad. Diesen durchschnittlichen Winkel ergab Josephs Analyse von mehr als hundert bekannten Kunstwerken. Nasen, die um mehr als acht Grad abwichen, bezeichnete er als „abnorm“. Die Vorlage sollte seine Nasenkorrekturen vereinfachen.

1919 erhält Joseph das Eiserne Kreuz und den Professorrentitel – obwohl er Jude ist und der Antisemitismus in Teilen der Bevölkerung bereits lauter wird. Später werden die Nationalsozialisten versessen versuchen, die angebliche Andersartigkeit aller Jüdinnen und Juden zu beweisen. Sie werden als unattraktiv, klein und abnorm markiert und gedemütigt. Rassenideologen vergleichen Hautfarben, Haarstrukturen und Nasenkrümmungen, um pseudowissenschaftliche Belege für den Ausschluss jüdischer Menschen aus der „arischen Rasse“ zu sammeln. Das treibt viele in Josephs Praxis: Sie lassen ihn ihre „jüdisch aussehenden“ Nasen „eindeutschen“.

Joseph will helfen, schreibt dabei aber auch Vorstellungen der Nazis in der Medizin fest: Als Vorlage für seine Arbeit dient der Körper, der in dieser rassistischen Gesellschaft als richtig gilt.

Was nicht verhindert, dass seine Karriere nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten endet. Mehrfach wird Joseph inhaftiert, 1933 verliert er wie alle jüdischen Ärzte seine Kassenzulassung. Den Holocaust erlebt er nicht mehr: Im Februar 1934 stirbt Jacques Joseph in seiner Berliner Villa an einem Herzinfarkt.

Text: Ismahan Azzaitouni
Fotos: Murat Aslan

Fantastic Men

In den vergangenen Jahren wuchsen Barbershops überall aus dem Boden. Wir haben mit ein paar Barbieren und ihren Kunden gesprochen. Werden hier auch Vorurteile rasiert?

Das Haarschneiden hat sich Malik selbst beigebracht. Mit 14 wollte er seinen Vater nicht mehr nach Geld fragen, also schnitt er seinen Freunden für ein paar Euro die Haare – und wurde immer besser.

Heute ist Malik 20 und arbeitet seit gut zwei Jahren in einem Berliner Barbershop. Aus den Boxen wummern US-Rap und Reggaeton, Kunden sind gerade keine da. Also lässt Malik seine Haare machen, von Kollege José („Dem Mann vertraue ich blind“). Eine gute Gelegenheit, über das Geschäft zu reden, wo man doch das Gefühl hat, dass die Barbershops wie Pilze aus dem Boden schießen. Woran liegt das?

„Ich glaube, die Stimmung ist bei uns lockerer als in deutschen Salons. Wir hören Musik, wir machen unsere Gags, hier hängen alle rum, auch die, die sich nicht die Haare schneiden lassen. Es ist wie ein Wohnzimmer“, sagt Malik. Viele der Shops werden von türkisch- oder arabischstämmigen Männern geführt. Vielleicht liegt es daran, dass sie als Rückzugsort funktionieren. Oder daran, dass die Männer hier meist unter sich bleiben, mutmaßt Malik: Da rede man offener. Ein guter Barber sei jedenfalls auch eine Art Therapeut.

„Jüngere Kunden gestehen mir oft, dass sie eine Freundin haben, aber trotzdem an andere Mädchen denken müssen. Bei den Älteren geht es um die Hochzeit oder Kinder. Gestern hat ein Kunde erzählt, dass ihn die Familie seiner Freundin nicht akzeptiert, weil er kein Deutscher ist.“

Hier kommen öfter mal die Tränen. Spätestens beim Warmwachs. In die Barbershops gehen viele nicht nur für einen Kurzhaarschnitt: Hier wird frisiert und rasiert, hier werden aber auch Bartöle und Gesichtsmasken aufgetragen, Nasenhaare getrimmt, Augenbrauen mit einem Faden gezupft, Köpfe massiert und Ohrhaare weggeflammt. In den Salons riecht es nach warmem Wachs und Kolonya, einem türkischen Duftwasser.

Auch bei Musti*, 19, der in Berlin im Barbershop seines Vaters arbeitet.

„Als Jugendlicher habe ich meinem Vater zugesehen und auf Youtube Videos angeschaut. Schule war nichts für mich, aber beim Haaremachen bin ich richtig aufgegangen. Bei mir selbst habe ich



angefangen, dann habe ich die Haare meiner Freunde gemacht, und seit drei Jahren arbeite ich hier im Laden. Ich träume davon, ein Meisterbarbier zu werden und Profifußballern die Haare zu machen.“

Den klassischen Meisterbrief meint er damit nicht. Die Berufsbezeichnung „Barbier“ ist in Deutschland nicht geschützt. Wer Haare schneiden will, braucht eine Friseurausbildung; wer einen Laden eröffnen möchte, in dem auch frisiert wird, braucht einen Meisterbrief. Ohne Ausbildung dürften Barbieri nur kosmetisch arbeiten, also das Gesicht pflegen und Bärte schneiden. Es gibt Ausnahmegenehmigungen, in der Praxis wird aber oft ohne frisiert.

Die Styles hätten sich verändert, erzählt Musti. Früher hätten alle Fassung gewollt, also einen klassischen Schnitt, bei dem die Seiten und der Nacken ausrasiert werden und das Deckhaar zu einer Seite fällt. Oder den Boxerschnitt: rasierte Seiten, auf dem Kopf einen kleinen Deckel aus Haar. „Heute wollen alle Mullet“, einen Vokuhila mit weit ausrasierten Ohren. Ihm selbst stünden Vollbart und Lockenschopf mit sauberer Kontur am besten, sagt Musti. Die macht er sich natürlich selbst.

„Aussehen ist für viele extrem wichtig. Neulich ist einer ausgerastet, weil ich seinen Bart zu weit über Kiefer und Kinn getrimmt habe. Der ist richtig handgreiflich geworden.“

* Name geändert

fluter Nr. 96, Thema: Schönheit



Auch in Düsseldorf gibt es Dutzende Barbershops. Vor den meisten dreht sich eine Säule in den Farben Rot, Weiß und Blau: die Barberpole. Rot soll für das Blut, weiß für den Verband, Blau für die Venen stehen. Im Mittelalter war der Barbier auch eine Art Chirurg, der Aderlässe durchführte und Zähne zog. Das Handwerk ist jahrhundertealt. War aber in Deutschland eine Weile nicht so gefragt.

Ende der 1970er-Jahre trugen junge Männer lange Haare oder rasierten sich glatt – aus Protest gegen ihre Eltern und Professoren. Ältere ließen sich von ihren Frauen oder in gemischten Friseursalons frisieren. In den 2010er-Jahren waren maskuline Frisuren und gepflegte Bärte wieder modern. Mit ihnen gab einen wahren Barber-Boom. Weil ein eigener Shop für viele attraktiv ist: Die Voraussetzungen scheinen gering, die Löhne auch, weil dabei oft Regelungen im Handwerk umschiffen werden. Und auch kulturelle Gründe könnten eine Rolle spielen: Dass die Männer hier in der Regel unter sich sind, scheint viele anzusprechen, auch die, die das aus ihren Herkunftsländern in Nordafrika oder dem Nahen Osten gewohnt sind.

„Ein Besuch beim Barber ist immer auch einer in Marokko, meiner Heimat“, sagt Karim, 21, aus Düsseldorf. „Meine Familie und die meines Friseurs kommen aus derselben Ecke. Wir reden über Alltägliches, über Familie, den Job, Bitcoin. Aber es ist etwas anderes, wenn du in deiner Muttersprache sprichst.“



Neben der Barberpole haben viele Barbershops weitere Gemeinsamkeiten: Sie werben mit Bildern von Männern mit markanten Gesichtern, Gelfrisuren und akkuraten Bärten. Die Inneneinrichtung dominieren Ledersofas, warme Holzdekore und Accessoires wie Boxhandschuhe oder verschiedene Klingen.

Die Shops haben häufig Begriffe wie „Gentleman“, „Brother“ oder „Hermano“ im Namen, wenn sie nicht gerade direkt nach ihrem Standort oder Betreiber benannt sind. Von außen wie von innen entsteht so der Eindruck, die Läden seien Männern vorbehalten.

Freitags ist Hochbetrieb im Barbershop. Auch weil viele muslimische Männer vor dem Freitagsgebet herkommen, um die Moschee frisch frisiert und rasiert zu betreten. Die Rasierer surren, Scheren klackern. Edward, 24, aus Ghana, geht später nicht in die Moschee, er will einfach gepflegt aussehen. Im Spiegel checkt er erst mal seine Hairline, die wie mit dem Geodreieck gezogen ist.

„Barber ist Routine. Aber Schönheit ist eine zwiespältige Sache. Ich model neben dem Studium, lebe also von meinem Aussehen und befasse mich jeden Tag damit. Andererseits studiere ich Psychologie und bin so viel mit dem Inneren des Menschen beschäftigt. Das ist mir auch wichtiger.“

Auf einem anderen Stuhl sitzt Medi, 16, den seine Freunde Levin und Ilyas begleitet haben.

„Kennst du den Film ‚Scarface‘? Ich bin schon mal mit einem Foto von Al Pacino hergekommen. Den Style feier ich, elegant, aber mit starkem Auftreten. Mit Aura. Einmal die Woche komme ich hier in den Barbershop, Haaremachen ist ja auch Hygiene. Eine Freundin habe ich gerade nicht, aber wenn ich gepflegt aussehe, kommen auch die Chayas.“

Auf sein Äußeres zu achten, über neue Looks nachzudenken, Zeit und Geld in sich zu investieren, das sind für viele eher Dinge, die Frauen tun. Aber es hat sich einiges verändert, gerade auf den Köpfen. Fußballer lassen ihre Friseure vor wichtigen Spielen einfliegen, immer mehr junge Männer werden Friseure, und Social Media ist voll von Beauty-Tipps für Männer, die mehr wollen als 3-in-1-Shampoo. Verändert sich auch in den Barbershops, was es heißt, ein Mann zu sein?

„Ich glaube schon“, sagt Karim. Er wartet vor dem Laden, weil er heute spontan ohne Termin gekommen ist.

„Früher hatten Männer kurze Haare. Punkt. Heute ist das zum Glück anders. Ich liebe den Style, den die Jungs in Frankreich fahren, da tragen auch Rapper wie Ademo lange Haare. Meine trage ich gern kurz. Die Seiten mache ich jede Woche auf null, das passt am besten zu Sonnenbrille und Jogger. Aber ich könnte lange Haare tragen. Das macht meinen Style zu einer Entscheidung.“

Wie menschlich ist Schönheit?

Interview: Rabea Weihser
Illustration: Moriz Oberberger

Michael Musandu, Sie sind CEO von Lalaland.ai, einem Unternehmen, das KI-generierte Models anbietet. Warum haben Sie die Firma gegründet?

Michael Musandu: Ich bin eine Person of Color, und in meiner Familie betrachten sich viele als „plus size“. Sie kaufen bestimmte Marken nur, weil die Models zeigen, mit denen sie sich identifizieren. Da habe ich gesehen, dass es an Inklusion fehlt. Es geht uns um soziales Empowerment: den Schönheitsstandard zu pluralisieren, indem wir das Onlineangebot so vielfältig machen wie den Markt selbst.

Wie funktioniert das konkret? Modeunternehmen zeigen ein Produkt online meist nur an ein oder zwei verschiedenen Models. Das kostet ja alles Geld. Sie müssen Models buchen, Fotografinnen, Locations, Visagisten. Selbst wenn die ein Produkt an Models verschiedener Körpertypen, Hauttöne oder Altersgruppen zeigen wollten, wäre das nicht machbar. Da ergänzen wir die klassische Fotografie durch KI-generierte diverse Models.

An welcher Diversität ist die Kundschaft besonders interessiert? Bei Unterwäsche oder Bademode ist der Hautton besonders relevant, weil er verändert, wie das Produkt aussieht. In vielen anderen Fällen geht es um eine Bandbreite an Größen.

Und wer ist Ihre Kundschaft? Darüber sprechen wir nicht öffentlich. Aber es sind Firmen weltweit, vom Start-up bis zur internationalen Marke. Man staunt, wie viele große Marken heute bereits KI-Modelle auf ihren Webseiten zeigen, ohne dass wir es wissen. Das

wird sich ändern: Mit dem AI Act der EU kommt 2026 eine Transparenzpflicht für KI-generierte Models.

Unterstützen Sie die Idee, dass KI-Models gekennzeichnet werden müssen? Zu 100 Prozent. Vertrauen entsteht nur durch Transparenz. Ohne verpflichtende Regulierung ist das nicht zu machen.



Können Sie die Angst nachvollziehen, dass KI-Avatare menschliche Schönheitsstandards verzerren? Ja. Gut ist schon mal, dass die Diskussion breiter geführt wird – der ganze Modemarkt bildet sich weiter. Es sind nicht mehr nur die Entwickler, die ethische Fragen stellen.

Diese Fragen beginnen ja schon bei der Herkunft der Daten, mit denen die KI-Modelle trainiert werden. Beim Urheberrecht gibt es einige offene Fragen. Viele KI-Labs nutzen privat gene-

rierte Daten, die öffentlich zugänglich sind, für die sie aber keine Lizenzen haben. Sie durchforsten das Internet und berufen sich auf die „Fair Use“-Regelung. Einige wurden bereits verklagt.

Die Mehrheit der Fotos im Netz zeigt hübsche, optimierte „shiny happy people“. Woher weiß denn Ihre KI, wie Diversität aussehen kann?

Es mag komisch klingen, aber sagen wir mal, eine Marke sucht ein Model mit drei Händen. Dann starten wir eine Kampagne, mit der wir Communitys von dreihändigen Menschen ansprechen und sie bitten, uns Fotos zu schicken: von ihren Händen, Ganzkörperfotos, alle möglichen Perspektiven. Wir kaufen ihnen diese Daten ab. Damit entstehen Einnahmequellen für diese Menschen und neue, spezifischere Datensätze für die KI. Wir sprechen auch gezielt Communitys an, um herauszufinden, welche Bias im Netz existieren und wo es zu wenig Daten gibt.

Was ist ein schöner Mensch? Schönheit ist sehr subjektiv. Aber ich habe gelernt: Es braucht „perfekte Unperfektheiten“. Manche Kunden bitten uns, mehr Falten oder zwei Pickel einzubauen. Weil wiederum ihre Kunden so aussehen. Das ist der „human touch“. Der gestaltet eine KI-Persona noch menschlicher. Daran arbeiten wir.

Je menschlicher diese Personas werden, desto schwieriger ist es aber auch, sie als künstlich zu identifizieren. Viele junge Menschen leiden psychisch darunter und versuchen verzweifelt, auszusehen wie Avatare. Das sehe ich ganz anders. Die klassische Modefotografie hat jahrzehntelang Einheitsbilder gezeigt, die den Blick auf die gesellschaftliche Realität verstellen. KI-Modelle können das Gegenteil: Sie zeigen mehr Vielfalt, mehr Körperformen. Und sie verändern menschliche Körper nicht: Manche Models halten strikte Diäten, um in ein Ideal zu passen. Mit KI kannst du das umgehen. Du erzeugst, was du aus kommunikativer Sicht brauchst. Marken lernen so, dass sich Inklusivität lohnt – auch wirtschaftlich. ➔

Text: Michael Brake

Ich
möchte



ein

Nicht schön, aber selten:
Der Grottenolm ist vom Aussterben bedroht

Eisbär

sein

Attraktive haben es leichter – das gilt auch für Tiere. Nur geht es bei denen um Leben und Tod

Kleine Checkliste für alle Tiere da draußen: Hast du ein flauschiges Fell? Oder wenigstens Federn? Eine Wirbelsäule? Knopfaugen? Aber auch nicht mehr als zwei davon? Und auch nicht mehr als vier Beine? Ist irgendein Teil von dir auffällig bunt? Oder bist du vornehm schwarz-weiß gemustert?

Je mehr Fragen du mit Ja beantworten kannst, desto höher sind deine Chancen, vor dem Aussterben geschützt zu werden. Das ist nicht selbstverständlich: Es gehen gerade viele Arten verloren, und es werden wohl noch mehr werden. Wir befinden uns am Beginn des sechsten großen Massenaussterbens der Erdgeschichte, dem ersten, das der Mensch verursacht. Durch direkte Jagd, vor allem aber indirekt und umso tödlicher: durch die Zerstörung von Lebensräumen. Das ist ein riesiges Problem, denn die Ökosysteme – und damit unsere Lebensgrundlage – brauchen Artenvielfalt.

Ironischerweise ist es auch der Mensch, der die Tiere vorm Aussterben zu schützen versucht. Er geht da leider

wählerisch und ein wenig unfair vor. Unter Menschen ist das „Pretty Privilege“ bewiesen, auch Halo-Effekt genannt: Wer gut aussieht, hat bei der Partnersuche Vorteile, im Job, im Sozialleben, selbst der Hausarzt nimmt einen ernster. Für sehr schöne Frauen ist die Sache ein bisschen komplizierter. Studien zeigen, dass sie schneller für oberflächlich oder beruflich inkompetent gehalten werden. Aber im großen Ganzen werden Attraktive bevorzugt.

Das gilt auch für Tiere. Eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten setzt sich mit den Vorteilen auseinander, die manche Tierarten gegenüber anderen haben. Die werden von Forschenden oft „charismatisch“ genannt, weil ihre Erforschung beispielsweise mehr Ruhm verspricht, sie hübscher, mysteriöser oder schlichtweg sichtbarer sind.

— Eine Studie untersucht zum Beispiel, wohin die 1,12 Milliarden Euro flossen, die die EU zwischen 1992 und 2018 über sogenannte LIFE-Projekte in den Artenschutz investiert hat. Drei Viertel gingen an Vögel oder Säugetiere, mehr als 80 Millionen Euro allein an Braunbär und Wolf. Nur 13 Prozent unterstützten wirbellose Tiere wie Würmer, Insekten oder Nesseltiere. Dabei machen die über 98 Prozent aller Tierarten in Europa aus. Es wird noch schlimmer: Das meiste Geld floss nicht mal für besonders bedrohte Tiere.

— Ein Paper aus Australien stellte 2016 fest, dass sich die dortige Säugetierforschung überproportional auf die australischen Vorzeigetiere wie Kängurus, Koalas oder Wombats konzentriert. Lokale Nagetiere und Fledermäuse wurden kaum beachtet, obwohl sie fast die Hälfte der untersuchten Tierarten ausmachen.

— Gerade erst untersuchte ein Team, welche Singvögel in den USA zwischen 1965 und 2020 erforscht wurden. Es ließ dafür knapp 300 Arten auch optisch bewerten. Ergebnis: Wer bunter, kontrastreicher, fluoreszierender daherkommt, ist interessanter für die Wissenschaft. Und wer besser erforscht ist, kann besser geschützt werden.

— Eine weitere Studie stellt fest, dass Menschen es für verwerflicher halten,

als „niedlich“ geltende Tiere zu töten. Eine Untersuchung aus Spanien stützt das: Laut ihr haben schon Kinder weniger Bedenken, wenn Ameisen, Motten oder Fledermäuse gequält werden als etwa Schmetterlinge oder Eichhörnchen.

— Ein eher indirektes Problem sind invasive Arten, die anderen den Lebensraum wegnehmen, aber zu beliebt sind, um vom Menschen bekämpft zu werden. Eine Studie von 2019 schaute sich unter anderem den Mönchssittich an, einen putzigen knallgrünen Vogel aus Südamerika, der mittlerweile auch in Mitteleuropa verbreitet ist. Man kann auch nach Brandenburg schauen. Dort plante das Landwirtschaftsministerium den Abschuss von 60 Sikahirschen. Die aus Asien stammenden Tiere waren aus privater Haltung entkommen und könnten einheimische Arten bedrängen. Aber nach einer Petition mit mehr als 1.000 Unterschriften wurden die Abschusspläne im Juli gestoppt.

Weil das alles schreiend unfair ist, hat der Biologe und Comedian Simon Watt 2012 die Ugly Animal Preservation Society (UAPS) gegründet. Während die wohl bekannteste Artenschutz-NGO, der WWF, einen tapsigen Panda im Logo trägt, ist das Maskottchen der UAPS ein Blobfisch. Der lebt in der Tiefsee und quillt, wenn er an die Wasseroberfläche gebracht wird, so stark auf, dass er aussieht wie ein Kloß mit Wulstlippen, riesiger Nase und rasend schlechter Laune.

Ob der Blobfisch gefährdet ist, weiß man wegen mangelnder Forschung nicht. So wie der WWF-Panda ist er vor allem ein Posterboy, um das Artensterben medial nach vorne zu bringen. All die Millionen noch existierenden Tier- und Pflanzenarten kann der Mensch ohnehin nicht gleichermaßen ins Herz schließen.

Ein zweiter Trost für Blobfisch und Kollegen: Zu gut auszusehen ist für Tiere auch gefährlich. Die schönsten Felle, die exklusivsten Schuppen, die mächtigsten Hörner und Stoßzähne locken Wilderer und Sammler, die ein Vermögen für Tiere oder Tiererteile ausgeben. Die illegale Jagd, der Schmuggel und der Handel mit Wildtieren bringen manche Arten an den Rand des Aussterbens – nur dass sie spätestens dann Unterstützung kriegen. 

Keeping Up with the Schönes



Wird es immer egalere,
wie man aussieht?
Wann hast du dich
am schönsten gefühlt?
Unsere Autorin
Ann-Kristin Schöne
fragt nach bei ihrer
Mama und Oma

Ann-Kristin (38): Oma, neulich hast du dein Gesicht aus einem Selfie von uns rausgeschnitten. Mich hat es überrascht, dass man sich mit 95 Jahren noch so kritisch sehen kann.

Erni (95): Ich bitte dich. Das war eine Nahaufnahme. Und ich so faltig und kraus neben dir als blühendem Leben.

Ann-Kristin: Na ja, wenn wir Schönheit nur am Äußeren festmachen, verlieren wir alle schnell. Ab Mitte 20 geht's da ja schon wieder bergab...

Renate (72): Aber nicht, was den Geist angeht! Da läuft es bestenfalls umgekehrt. Lebenserfahrung und weise bist du nicht mit 20 oder 30. Auch um den eigenen Charakter zu finden, braucht man ein gewisses Alter.

Ann-Kristin: Ich erinnere mich, dass du dich und dein Leben früher ständig mit anderen verglichen hast. Ich fand das wahnsinnig nervig.

Renate: Ach ja? Alle vergleichen sich doch. Um dich selbst zu finden, brauchst du die anderen. Als Abgleich. Außerdem kann das ein Ansporn sein.

Ann-Kristin: Gerade bei Frauen ist das Ergebnis von Vergleichen viel zu oft, dass sie sich selbst zu Mängel-exemplaren machen.

Erni: Ich dachte auch immer, dass alle anderen anziehender sind. Ich habe drei Schwestern, bin aber die Einzige mit Sommersprossen. Mit zwölf habe ich mir Schwanenweiß ins Gesicht geschmiert. Eine Bleichcreme. Mein

Gesicht ist angeschwollen, die Sommersprossen sind natürlich geblieben.

Ann-Kristin: Was hat euch mehr beeinflusst: die Meinung anderer Frauen oder die von Männern?

Erni: Ich habe mich mein ganzes Leben lang mit anderen Frauen ausgetauscht und beraten. Da war immer viel Wertschätzung. Ich erinnere mich, dass ich mal kurze Hosen getragen habe, die Opa nicht gefallen haben.

Renate: Und?

Erni: Ich habe sie dann nicht mehr getragen. Es war mir ein Anliegen, so angezogen zu sein, dass Opa nichts auszusetzen hatte.

Ann-Kristin: Hat Opa sich auch so angezogen, dass es dir gefallen hat?

Erni: Immer. Ich habe ja die Kleidung für ihn gekauft. Hört sich für dich alles komisch an, was?

Ann-Kristin: Na ja, dass Frauen für das Äußere zuständig sind, zieht sich eigentlich bis heute durch. Zum Beispiel sind es immer noch überwiegend die Frauen, die die Kleidung für ihre Kinder kaufen.

Renate: Ich finde, es ist auch ein Ausdruck von Wertschätzung, wenn einem die Meinung des Partners nicht egal ist.

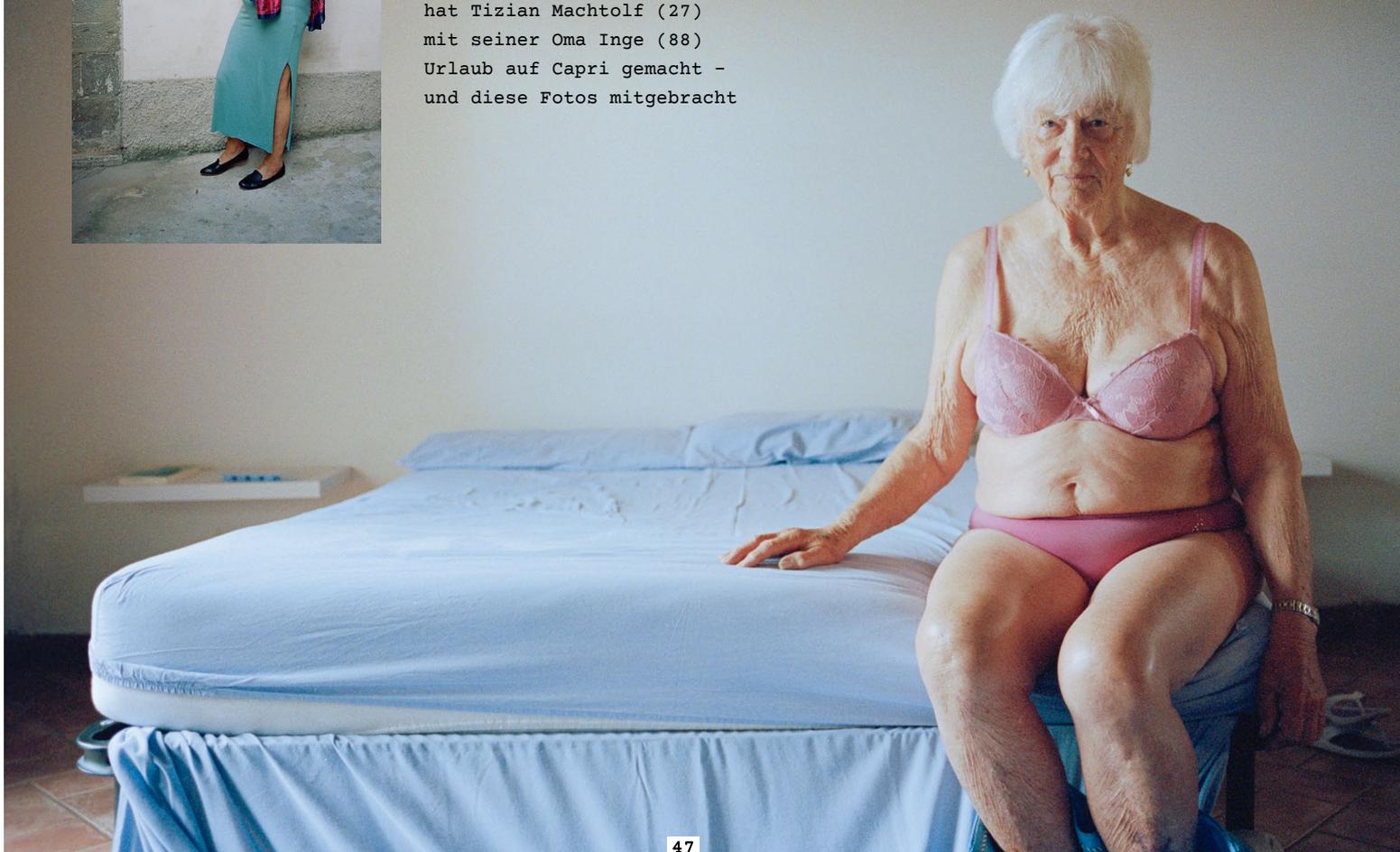
Ann-Kristin: Wann habt ihr euch am schönsten gefühlt?

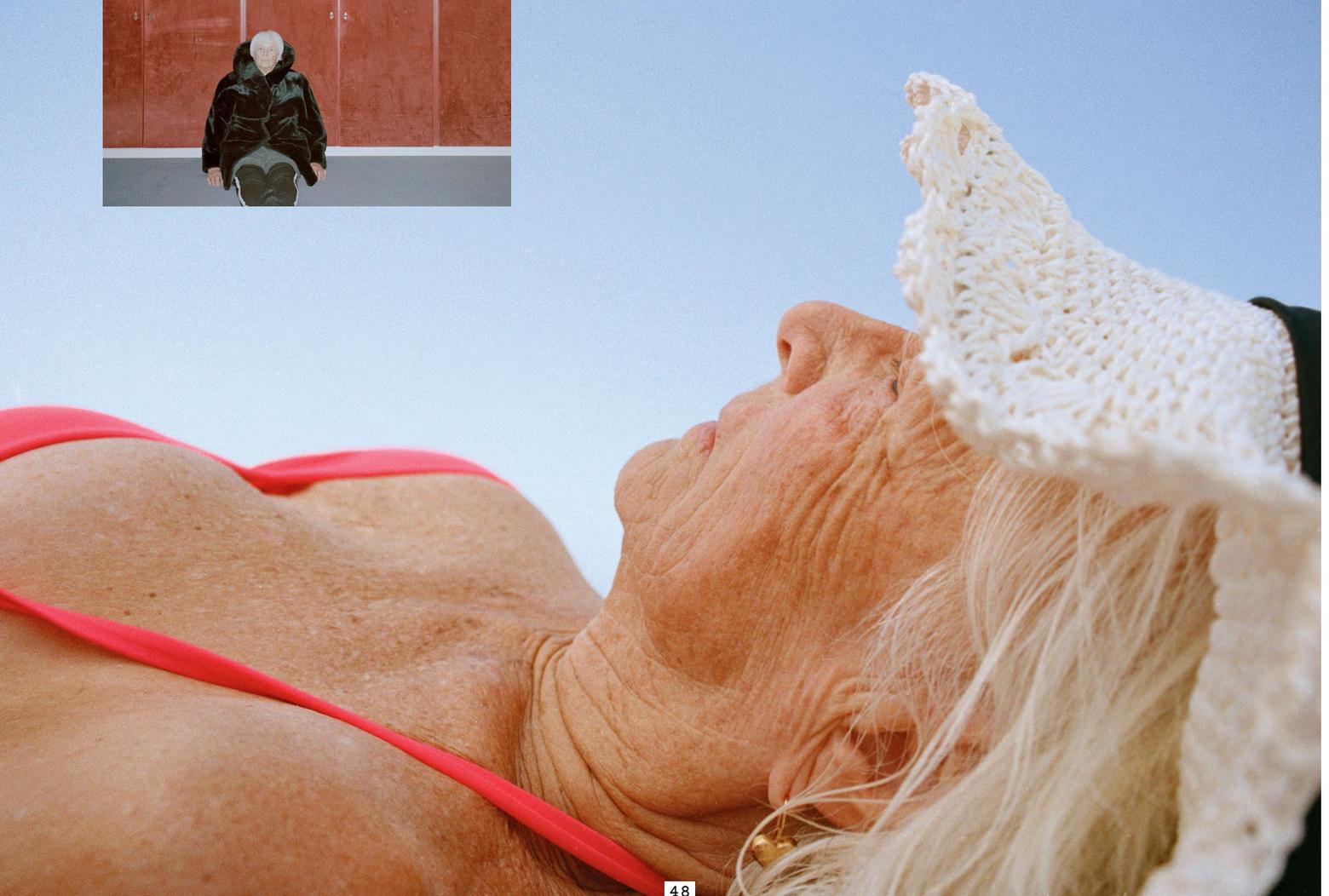
Erni (denkt eine Weile nach):

Ich habe mich eigentlich mein Leben lang nicht als schön empfunden.



Life is Shorts:
Um sie besser kennenzulernen,
hat Tizian Machtolf (27)
mit seiner Oma Inge (88)
Urlaub auf Capri gemacht -
und diese Fotos mitgebracht





Renate: Ich auch nicht. Bis auf den Tag meiner Hochzeit. Da hatte ich einen tollen weißen Hut, während alle anderen damals Schleier getragen haben.

Ann-Kristin: Ist das euer Ernst? Mich macht das traurig.

Renate: Muss es nicht. Wichtig ist, dass Körper und Seele im Einklang sind, dass man irgendwann zu sich selbst findet.

Ann-Kristin: Das klingt ein bisschen esoterisch...

Renate: Quatsch. Ich meine damit, dass ich inzwischen weiß, was ich tragen will, welche Farben ich gut finde. Mit 15 habe ich mir Kleider in Schockfarben gehäkelt, lila, grün, und zur Krönung einen Kettengürtel drüber. Hatten damals alle, wollte ich natürlich auch. Heute muss ich nicht mehr jeden Trend mitmachen, ich kann mir die einfach interessiert ansehen – ohne Druck, dieses oder jenes besitzen zu müssen. Und ich bin mittlerweile von Menschen umgeben, mit denen ich mich gerne auseinandersetze. Alle anderen Meinungen sind mir heute viel egal.

Ann-Kristin: Macht Zufriedenheit schön, Oma?

Erni: Ein verdrießliches Gesicht ist jedenfalls nichts Schönes. Unzufriedene Menschen gucken ja nicht nur misstrauisch, sie sind es auch. Da verlierst du irgendwann Freundlichkeit und Offenheit. Und ohne die gibt's keine Schönheit.

Ann-Kristin: Wenn ihr euch fertig macht, was macht dabei am meisten Spaß?

Renate: Meinen blauen Kajalstrich zu ziehen, der ist seit Jahrzehnten gesetzt. Und meine Lippen. Die sind von Natur aus voll und haben einen eher dunkleren Ton, da muss ich gar nichts machen. Ich werde öfter gefragt, wo ich sie habe aufspritzen lassen.

Erni: Meine Haare. Scheitel ziehen, drei-, viermal rechts gekämmt, das Gleiche links, einmal mit den Händen aufbauschen, und die Frisur sitzt. Ich habe immer noch volles Haar. Das ist schön grau und kaum weiß. Und gewellt, schon immer.

Ann-Kristin: Und was würdet ihr gerne an euch verändern?

Erni: Ich würde mir den Rücken gerade machen lassen. Ich versuche

schon, aufrechter zu gehen und zu sitzen. Aber, ach, (*winkt ab*) das strengt mich zu sehr an.

Renate: Ich habe den Buckel ja leider von Oma vererbt bekommen – hätte ihn aber auch gerne nicht.

Ann-Kristin: Bei mir ist er in Ansätzen auch schon da. Verbindet uns. Hat Oma dir auch was Gutes mitgegeben? Was hat sie in Bezug auf dein Selbstwertgefühl richtig gemacht?

Renate: Sie hat mir nie Illusionen gemacht. Und ihr war ein guter Charakter immer am wichtigsten. Als Kind musste ich mich mal mehrere Tage lang übergeben und habe dann zum Arzt gesagt: Warum kann das nicht jemand anderes haben? Daraufhin gab's eine Standpauke, an die ich mich heute noch erinnere.

Ann-Kristin: Und was glaubst du, hast du als Mutter richtig gemacht?

Renate: Ich habe euch Freiraum gelassen. Dabei hattet ihr ein paar komische Phasen. Lila Strähnen, rasierte Lücken in den Augenbrauen, diese T-Shirts mit den Hanfblättern. Ich habe euch aber immer machen lassen, meist auch kommentarlos. Ganz anders als du.

Ann-Kristin: Was soll das jetzt heißen?

Renate: Ich habe den Eindruck, dass du mit meinem Auftreten genauso kritisch bist wie mit deinem eigenen. Du warst noch nie verlegen, deine Meinung zu sagen. Manchmal kann die einen niederschmettern. Wenn ich eine neue Jeans anziehe und von dir kommt nur: „Was sind da wieder für fürchterliche Glitzersteine drauf?“

Ann-Kristin: Das finde ich unfair. Ich versuche ganz bewusst, den Menschen in meinem Umfeld Komplimente zu machen, auch dir. Und auch wenn ich die Glitzersteine wirklich schlimm finde, feiere ich es, dass dir meine Meinung egal ist und du sie einfach anziehst. Da bist du ein Vorbild für mich.

Renate: Das freut mich. Ihr Jüngeren traut euch ohnehin viel eher, für euch einzustehen. Du trägst ja gerade immer die alten Halstücher von Oma, und ich habe den Eindruck, je mehr Sprüche du dazu bekommst, desto lieber trägst du sie. Meine Generation hat für dieses Selbstbewusstsein ewig gebraucht. Vor allem die Frauen.

Erni: Stimmt. Ich habe immer versucht, in der zweiten Reihe zu bleiben. So bin ich groß geworden. Meine Mutter hat immer gesagt: „Nimm einen Schluck Wasser in den Mund, dann brauchst du nicht zu sprechen.“

Ann-Kristin: Du bist 1930 geboren. Da war sicherlich weniger Platz, um sich zu entfalten.

Erni: Mein Vater war im Krieg, meine Mutter auf dem Feld. Wir lebten mit der ganzen Verwandtschaft auf engstem Raum, und ich musste mich um meine Schwestern kümmern. Mit Schönheit war da nicht viel. Das höchste Ziel war, ordentlich auszusehen, also sauber zu sein und möglichst keine kaputte Kleidung zu tragen. Die Konzentration auf das Äußere, mit all den Cremes und Eingriffen, ist ein Luxus, den sich nur die Menschen leisten können, die in Frieden und Wohlstand leben.

Renate: Und die Zeit haben.

Ann-Kristin: Gibt's Modetrends, die ihr gar nicht versteht?

Erni: Diese Unterhosen, die zwischen den Pobacken sitzen. Warum zieht man so was an? Ich stelle mir das schrecklich unangenehm vor. Und wenn man Geld für Hosen ausgibt, die Löcher haben.

Renate: Dieser Fokus auf Marken. Ich habe versucht, euch das auszutreiben. Aber wenn ich dich so ansehe, ist mir das nicht ganz gelungen.

Ann-Kristin: Du trägst nie teure Kleidung. Und fragst mich bis heute bei jedem neuen Teil zuerst, was es gekostet hat.

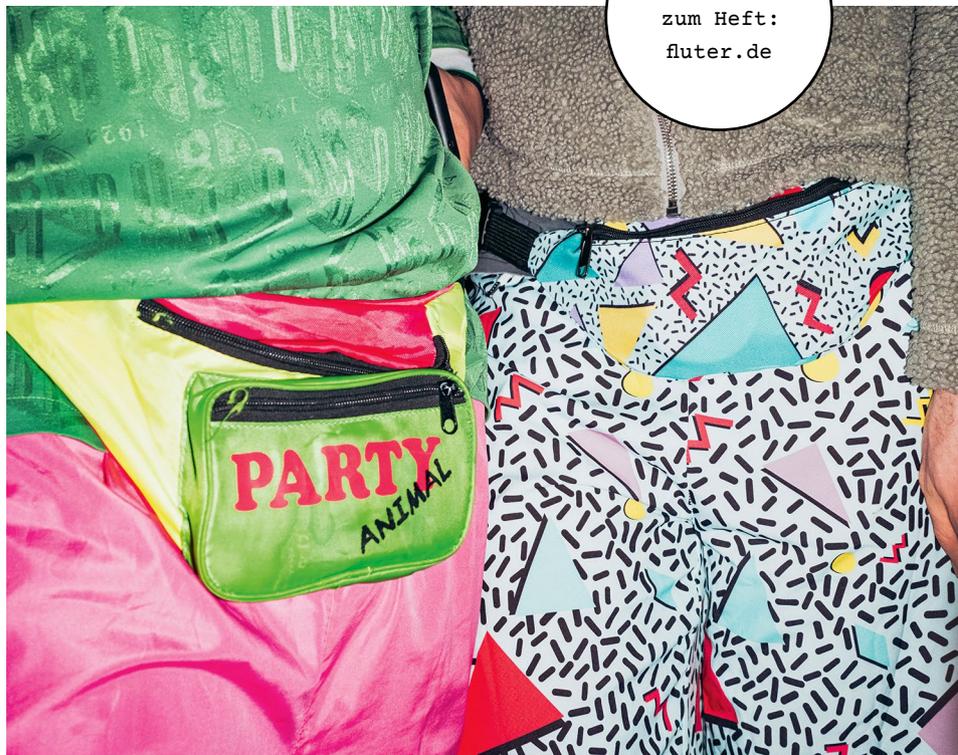
Renate: Wir hatten früher kaum Geld. Das habe ich nie vergessen. Es wäre mir schrecklich unangenehm, wenn die Leute merken, dass die Sandalen an meinen Füßen 200 Euro kosten.

Erni: Ich habe mich immer erhaben gefühlt, weil ich nicht „nachtragen“ musste. Da ich die Älteste von uns vier Schwestern war, wurde die Kleidung für mich neu gekauft. So was wie Selbstverwirklichung gab's aber trotzdem nicht.

Ann-Kristin: Jetzt finde ich es fast schön, dass du dich aus dem Selfie rausgeschnitten hast und selbstbestimmt entscheidest, dass so ein Foto von dir nicht im Wohnzimmer stehen soll.

Erni: Nächstes Mal zeigst du es mir, bevor du es ausdrückst. ➔

Das Internet
zum Heft:
fluter.de



The Partybus has arrived

Wer als junger Mensch auf dem Land feiern will, kommt kaum hin und schon gar nicht mehr zurück. Im Allgäu gibt es eine Lösung: Bis zu zehnmal im Jahr kutschiert der Partybus zu Schlagerpartys, Nikolaustänzen oder Faschnachtspartys. Unser Autor ist mitgefahren. fluter.de/partybus

„Es ist kein normaler Regelschmerz, wenn man in Ohnmacht fällt“

In Deutschland ist jede zehnte Frau von Endometriose betroffen. Sie verursacht besonders starke Periodenkrämpfe mit Symptomen wie Übelkeit

und Erbrechen. Warum wurden Erkrankte trotzdem so lange übersehen, falsch diagnostiziert oder nicht ernst genommen? fluter.de/endometriose

„Angst hatte ich immer, aber Leben war wichtiger“

Homosexuelle mussten sich lange verstecken: Paragraf 175 stellte schwulen Sex in der Bundesrepublik bis 1994 unter Strafe. Wolfram hat das erlebt, er wurde verfolgt und von der Polizei eingesperrt, weil er mit einem Mann zusammenlebte. Mittlerweile genießt er es, sein Schwulsein offen zu leben – auch wenn ihn die Vergangenheit nicht loslässt. fluter.de/175

Vorschau

Milliardäre fliegen ins All, um sich unsterblich zu machen. Satelliten helfen, den Klimawandel zu verstehen. Firmen probieren, wie sie auf Asteroiden Ressourcen abbauen können, die wir irdisch schon fast verbraucht haben. Deutschland hat eine Raumfahrtministerin – und die Bundeswehr ein eigenes Weltraumkommando. Die Zukunft der Erde entscheidet sich auch im Weltraum. Und überhaupt stehen die Antworten auf viele Fragen in den Sternen. Deshalb wollen wir im Dezember mal einen Blick ins All wagen. Bis dahin!

Impressum

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 96, Thema Schönheit
Herbst 2025
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bbp)
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn
www.bpb.de
info@bpb.de
Tel. 0228/99515-0

Redaktionsleitung
Sabrina Gaisbauer, Katharina Wellems
(Bundeszentrale für politische Bildung),
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

Bildredaktion
Trine Skraastad

Art-Direktion
Sabine Kornbrust

Mitarbeit
Amelie Apel, Ismahan Azzaitouni, Michael Brake, Marcel Hänggi, Simone Kamhuber, Jonas Mayer, Marta Popowska, Victoria Porcu (Volontärin bpb), Annett Scheffel, Alina Schneider (Volontärin bpb), Ann-Kristin Schöne, Ole Schulz, Lucia Steinwender, Rabea Wehser

Dokumentation
Kathrin Lilienthal, Dirk Hempel

Korrektorat
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
www.dummyverlag.de

Aboservice
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag
der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen,
verlängern oder abbestellen:
www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes
findest du auf fluter.de zum Download:
www.fluter.de/hefte

Nachbestellungen
Publikationsversand der bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax 038204/66-273
www.bpb.de/shop

Druck
Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0
info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Sämtliche Illustrationen Moriz Oberberger,
Cover Koekkoek/Connected Archives, S.3
Morganne Boulden, S.4 Tizian Machtolf, Tim
Flach, Bradley Secker, S.5 Anne Morgenstern,
S.6 Milan Koch, S.7 Jessica Lehrman,
S.12 Samir Hussein/WireImage/Getty Images
(Bild 2, 3 [M]), S.14 Sipa USA/picture
alliance (Bild 2, 3 [M]), S.16 Constanze
Wenig (Foto [M]), S.17 Christian Werner, S.18
Mattia Micheli & Nicolò Panzeri, S.19-20
Elias Holzknecht, S.21 [M] Ashley Mark-
le/Connected Archives, S.22 Dexter
Williams/Dexterity Photos, S.23 Debbie
Bragg/Alamy Stock Photos/mauritus images,
S.24 Marlon James (2), S.25 Lyonel Stief
(Foto [M]), S.28-31 Bradley Secker, S.30 (r.)
Bradley Secker/laif, S.32-33 Edwin J.
Torres/The New York Times/laif, S.34-36
Lola Paprocka, S.37 Fred Lahache/Connected
Archives, S.38-39 Joseph J, Nasenplastik und
sonstige Gesichtsplastik, nebst einem
Anhang über Mammoplastik. Verlag von C.
Kabitzsch, Leipzig, 1931. Reprint Dr.
Reinhard Kaden Verlag GmbH & Co KG (4),
S.40-42 Murat Aslan, S.43 privat (Foto [M]),
S.44 Tim Flach, S.46-48 Tizian Machtolf,
S.50 Tom Huber, U3 Lukas Wierzbowski/
Connected Archives, U4 Renke Brandt

Papier: Dieses Magazin wurde auf umwelt-
freundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier
gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz
und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Den

musst du sehen

Foto: Lukasz Wierzbowski/Connected Archives

Auf [kinofenster.de](https://www.kinofenster.de)
gibt's Besprechungen,
Hintergründe
und Lehrmaterialien
zu Filmen und
Bewegtbild

kin
fenster.de

Täglich *tiefer*

blicken



Auf fluter.de gibt's immer
was Neues